

5 Merkmale der Interventionssituation und ihre Bedeutung für die Erfahrungen von Intervenierenden

Das erste der empirischen Kapitel nimmt die Situation und das Umfeld von Intervenierenden in den Blick und greift damit die erste der Analysefragen auf (vgl. 4.3.2): Was heißt Intervention, wie erleben Intervenierende die Interventionssituation und worin unterscheiden sich ihre Wahrnehmungen und Erfahrungen? Anhand von vier Kategorien werde ich diese Fragen unter die Lupe nehmen und in diesem Kapitel beantworten – jene vier Kategorien, mit denen sich die wesentlichen, in den Gesprächen dominanten Beschreibungen am besten fassen lassen, mit denen sich also die Interventionssituation am besten beschreiben lässt.

An den Anfang stelle ich die Empfindung der Interventionssituation als unglaublich komplex und die Herausforderung, das eigene Tun und Wirken irgendwie zu verorten (5.1). Das zweite große Thema, das ich ausgemacht habe, ist Sicherheit bzw. Unsicherheit, gewissermaßen omnipräsent, insofern es (querstehend) mit vielen anderen Themen-/Handlungsfeldern in Beziehung gesetzt wird (5.2). Anhand der Kategorien Grenzen und Grenzenlosigkeit gehe ich dann auf das Raum- und Zeitempfinden von Intervenierenden ein (5.3). Als viertes stehen die belastenden Eindrücke im Mittelpunkt, die Intervenierende aus ihren Einsätzen mitnehmen (5.4). Alle vier Unterkapitel sind so strukturiert, dass zunächst die Situation beschrieben und dann die dazu entwickelten Einstellungen, Gefühle und Handlungsstrategien skizziert werden. Zum Schluss fasse ich die wesentlichen Merkmale der Interventionssituation und ihre Bedeutung für die Erfahrungen von Intervenierenden zusammen (5.5).

5.1 „ABARTIG KOMPLEX.“ DIE INTERVENTIONSSITUATION UND DAS EIGENE WIRKEN

Aus Sicht der Intervenierenden ist die Interventionssituation komplex und vielfältig. Während manche angesichts der offensichtlichen Herausforderungen des jeweiligen Landes vor allem viele Chancen sehen, sich einzubringen und etwas zu bewirken, fällt es anderen schwer, den sozialen und politischen Kontext oder die eigene Arbeit mit ihren geplanten und ungeplanten Folgen so richtig zu ‚überblicken‘. Das soziale Gefüge vor Ort, die Interventionsstrukturen wollen bedacht werden und sind doch nicht immer berechenbar. Und so entwickeln Intervenierende eine Vielzahl von Handlungsstrategien, um der Unübersichtlichkeit Herr zu werden. Sich auf konkrete Tätigkeiten im Hier und Jetzt zu konzentrieren, zu planen und Sichtbares/Messbares zu schaffen sind einige der Möglichkeiten. Das eigene Wirken im ‚großen Ganzen‘ wird greifbarer, wenn die anvisierten gesellschaftlichen und ökonomischen Transformationsprozesse in konkreten Dingen und Objekten sichtbar werden und es Schul- und Verwaltungsgebäude einzuweihen, Straßen und Brücken zu bauen gibt. Nicht jede Intervenierende nutzt alle diese Strategien gleichermaßen. Abgesehen von möglichen persönlichen Haltungen sind es Aufgabenfelder und Berufsverständnisse, die meinen Beobachtungen/Auswertungen zufolge manche Strategien eher nahelegen als andere.

5.1.1 Interventionssituationen als komplexe Settings

Interventionssituationen sind vielfältig und komplex. In diesem Unterkapitel möchte ich aufzeigen, dass sowohl die internationalen Interventionsstrukturen mit ihrer Akteursvielfalt, ihrer Bürokratie und ihrer Politik als auch die intervenierte Gesellschaft mit ihren kulturellen und sozialen Regeln bedingen, dass Intervenierende sich erheblich gefordert fühlen. Hinzu kommt, dass sich Intervenierende komplexen Problemstellungen gegenübersehen – wie kann das gehen: Frieden schaffen, Versöhnung fördern, Armut reduzieren, Sicherheit schaffen? Explizite Aufgaben und implizite Ziele, die die einen überfordern, machen für die anderen den Reiz der Intervention aus.

Die ‚internationale Maschinerie‘ – Akteursvielfalt, Bürokratie und die Politik der Intervention

In Interventionssituationen tummelt sich eine Vielzahl von Akteuren: einheimische und ausländische, nationale und internationale, staatliche und nichtstaatliche, politisch/wirtschaftlich/gesellschaftlich relevante Akteure. Wenn Bundeswehrsoldat Dennis Richter von der ‚internationalen Maschinerie in einem Einsatzland‘ spricht,

entsteht das Bild eines ausgefeilten, vierteiligen Gefüges in meinem Kopf, in dem ein Rädchen in ein anderes greift, vieles voneinander abhängt und weder jede Handlungsabfolge absehbar noch beeinflussbar ist. Das ist nicht unbedingt (nur) negativ – es birgt auch eine gewisse Faszination dafür, wie so eine vieldimensionale Intervention funktioniert.¹

Schon in der eigenen Organisationsstruktur kann es unübersichtlich werden. JVA-Beamtin Madlen hatte sich auf einen bestimmten Posten in der südsudanesischen UN-Mission beworben. Als sie ankommt, weiß die UN-Missions-Verwaltung im Land trotzdem nicht so recht, wo und wie sie sie nun einsetzen soll. Einen zuständigen Ansprechpartner gibt es nicht. Madlen reagiert pragmatisch – sie wartet ab, fügt sich ein, findet eine Aufgabe: „Es ist letztendlich eher, das muss man ein bisschen sagen, so eigeninitiativ gewesen, ne? Also es ist heilloses Durcheinander [...] ohne spezifische Stellenbeschreibung [...] das war ein bisschen schwierig.“ Es ist eines der vielen Beispiele aus dem Interventionsalltag, dass Intervenierenden ein hohes Maß an Flexibilität abverlangt wird.

Innerhalb eines bestimmten Bereichs wie der humanitären Hilfe in einem Gebiet wiederum kommen Intervenierende einer Organisation gegebenenfalls mit vielen anderen zusammen. THWler Kurt Zehlen formuliert: „Wir sind immer eingebunden in so ein System.“ Während das THW sich nur um den technischen Teil eines Flüchtlingscamps kümmert, seien andere Organisationen für die Betreuung der Geflüchteten zuständig. Insgesamt komme man mit vielen zusammen, so Zehlen. Er zählt auf: UNHCR, WFP, MSF, Oxfam, ICRC, von japanischen Hilfsorganisationen bis zu den europäischen Hilfsorganisationen, und sagt dann: „Sie haben mit Indern zu tun, mit Australiern, mit Engländern, mit Pakistani, Sie haben mit arroganten Leuten zu tun, mit Leuten, die nett sind, ne? Das ist wie das wahre Leben. [...] und die lokalen natürlich. Wasserbehörde, Baubehörde [...] viele Charaktere, viele Nationen.“ (Interview Kurt Zehlen) „Viele Charaktere, viele Nationen“ – da höre ich wieder die geforderte Flexibilität heraus. Man kann sich nicht auf ein Schema festlegen, man weiß nicht, was einen genau erwartet – weder was Nationalitäten, noch was Persönlichkeiten angeht. Entsprechend hilft es, grundsätzlich auf Kommunikation und ein offenes Miteinander eingestellt zu sein.

Auf die Frage, wer noch an deutschen oder internationalen Akteuren vor Ort war, antwortet Bundeswehrsoldat Franz Müller: „Tausende. (1) Tausende vielleicht nicht, aber hunderte. [...] Bundeswehr, andere Ressorts, Polizei, jede Menge Organisationen, Hilfsorganisationen von der kleinen Ein-Mann-Ich-AG bis zu größeren

1 In unseren zwei Gesprächen denkt Dennis immer wieder laut über diese Frage nach und bescheinigt mir, an einer „ganz wichtigen Sache“ dran zu sein.

[...] die ganze Palette.² Beim ersten Mal falle der Überblick da oft noch schwer, so auch Soldat Christopher Schiefer. Beim zweiten, dritten Einsatz finde man sich leichter zurecht: „man weiß, wen man wo wie ansprechen kann, man findet sich leichter im jeweiligen Raum und in der Konstellation, wer ist dort, wer spielt dort welche Rolle, welche Wichtigkeit, was verändert sich dort wie“ (Interview Christopher Schiefer). Entsprechend sei es auch zunehmend leichter, seinen Job gut zu machen.

Es ist zu vermuten, dass sich nicht nur Intervenierende, sondern auch Intervenierende mit dem Problem komplexer Interventionsstrukturen konfrontiert sehen. Schließlich sind nicht nur zusätzliche, wechselnde internationale Akteure vor Ort, sondern im Fall von *State-* oder *Peacebuilding*-Prozessen auch neu geschaffene und ggf. zusätzlich/parallel zu bisherigen Strukturen bestehende Institutionen und Organisationen. Im Zweifelsfall schlüpfen Intervenierende in die Rolle von Mittlern. Bundeswehresoldat Georg Wälder schildert, dass er als „CIMICer“ afghanischen Gemeinden dabei half, Gelder beim Entwicklungsfonds der Provinz zu beantragen:

„Dann gab es da ja auch so was wie ein äh das war ein pro- nan- nannte sich PDF, Provincial Development Fund- (JB: hm-m, genau) ich weiß nicht, ob Sie davon schon was gehört haben, (JB: ja, ja) ähh das ist ja die interessante Sache, ähm, da konnten also die Gemeinden letztlich Anträge für Kleinprojekte stellen, (1) (JB leise: genau) denen erklärt wie das geht, hat der CIMICer gemacht, weil wir halt die Kräfte haben, die auch vor Ort waren“.

Ob die besagten afghanischen Gemeinden nicht wussten, an welche der (zum Teil neu etablierten) Regierungsstrukturen sie sich mit einem Anliegen wenden sollten, oder ob sie es schlicht bequem fanden, um Hilfe zu bitten – Intervenierende wie Georg Wälder übernehmen die Rolle, den Überblick zu haben und Strukturen zu erklären. Möglicherweise haben sie ihn tatsächlich – nicht nur, weil ihre Herkunftsländer zu den maßgeblichen Geldgebern für Hilfsprojekte, aber auch lokale Regierungsstrukturen zählen, sondern auch, weil die Konzeption der entsprechenden Hilfsprogramme mehr an den sozialräumlichen Vorstellungen der Geber als den sozialen Strukturen des Interventionslandes orientiert ist (siehe Mielke/Schetter 2007).

Es ist nicht nur die Zahl der Akteure, die möglicherweise herausfordert. Es sind auch die zahlreichen ausgesprochenen und unausgesprochenen Ziele und Interessen dieser *Player*, die man mitdenken muss. Die „riesige internationale Community unter einen Hut zu kriegen“ sei sehr, sehr schwer, so Polizist Jochen Pahlmann. So schildert er, dass während seiner beiden Einsätze in Afghanistan viele Internationa-

2 In Klammern gesetzte Zahlen geben in Interviewziten Gesprächspausen in der jeweiligen Sekundenlänge an.

le vor Ort waren, die verschiedene (staatliche) Aufgaben untereinander aufgeteilt hatten: die Italiener kümmerten sich um das Rechtssystem, die Japaner um die Entwaffnung und Demobilisierung, die Amerikaner um das afghanische Militär. Die Deutschen zeichneten für den Aufbau der afghanischen Polizei verantwortlich, auf der Führungsebene eine „sehr politische Aufgabe“ (Interview Jochen Pahlmann). Unter dieser deutschen Leitung wiederum habe es viele Akteure im Bereich Polizeiaufbau gegeben und jeder habe versucht, seine Interessen durchzudrücken. Entsprechend dauert es, Dinge in Gang zu bringen: „Wenn Sie mit verschiedenen Interessengruppen zusammenarbeiten, mit denen Sie ein Ziel gemeinsam haben, die aber alle auch noch Nebenziele haben, dann lässt sich das nicht immer vereinen. Das verlangsamt den Prozess unglaublich.“ (Interview Jochen Pahlmann) Besonders die Amerikaner seien sehr am Polizeiaufbau interessiert gewesen: „Wir haben da sehr viel Druck erfahren, unser Plan eine zivile Polizei aufzubauen wurde immer wieder konterkariert mit dem Versuch, Polizei und Militär gleichzuschalten.“ Schließlich habe man sich darauf geeinigt, dem Innenminister beide Möglichkeiten zu präsentieren. Beim gemeinsamen Treffen merkt Pahlmann dann recht schnell, dass der Minister von den Amerikanern schon vorher zur Seite genommen worden ist. Er resümiert: „[Das] war relativ unfair. Aber gut, da musste man eben durch. Hat Kraft gekostet.“ (Interview Jochen Pahlmann)³ Nicht nur erfordern derartige ‚politische‘ *Settings* ein hohes Maß an Fingerspitzengefühl, Aufmerksamkeit und Verhandlungsgeschick. Auch Frustrationstoleranz ist gefragt.

Möglicherweise stellen Intervenierende aber auch fest, dass ihre Tätigkeit sich nicht mit den ausgerufenen großen Zielen vereinbaren lässt bzw. weit dahinter zurückbleibt. Richterin Maria Ludwig schien es vor ihrem Einsatz sinnvoll, dass Flüchtlinge ihr Land zurückbekommen sollten und man so die Versöhnung zwischen den Bevölkerungsgruppen fördern wollte. Schnell erkannte sie: Land etliche Jahre später zurückzugeben, auf dem in der Zwischenzeit jemand gewohnt und ein Haus gebaut hatte, ohne dass dieser eine Entschädigung erhalten sollte, fördert nicht unbedingt die gute Stimmung. Anderen wiederum fällt es schwer, sich selbst und die eigenen Aufgaben angesichts der Fülle an Akteuren und Aufgaben/Zielen im „großen Ganzen“ zu verorten. Christopher Schiefer bestätigt dies:

„CS: Man muss die Gesamtaufgabe [Stabilität und Frieden zu schaffen] sehen [...]

JB: Mein Eindruck wäre, dass es den meisten [Soldat_innen] schwerfällt, das große Ganze zu sehen.

3 Der deutschen Polizei bescheinigt er wiederum, „keine eigene Agenda“ gehabt zu haben: „Wir als deutsche Polizisten machen da wirklich nur unseren Job“ (Interview Jochen Pahlmann).

CS: Richtig. Jede Organisation hat ja einen bestimmten Auftrag. Und dann muss man gucken, wie passt es in dieses oder jenes Land [...] wir sind ein *Player* im großen Ganzen und da ist dann zu gucken, wo ist dann die Rolle.“⁴

Sich verorten *können* ist das eine, sich im großen Ganzen verorten *wollen* das andere. Ich möchte an dieser Stelle nicht beurteilen, ob ein solcher Bezug notwendig ist oder bewerten, ob er die eigene Arbeit besser oder schlechter macht, finde es aber spannend, ob und für wen er überhaupt eine Rolle spielt. So wie ein nicht unerheblicher Teil der humanitären Organisationen lange Zeit fand, er sei weder Teil des jeweiligen Konflikts noch der gewaltsamen Machtauseinandersetzungen, und diese Dimension seiner Arbeit gern ausblendete⁵, so erzählen die Soldat_innen in den Gesprächen mit mir, dass auch das Militär dazu tendiere, außer Acht zu lassen, dass sein Handeln Folgen auf nicht-militärischen Ebenen hat. Aufgabe der CIMICer sei es, „die zivile Lage“ mitzudenken und den Kommandeur auf mögliche Umstände und Konsequenzen aufmerksam zu machen, z. B. dass es nicht klug ist, zur Hauptgebetszeit durch den Ort zu brettern oder die Obstbäume, mit denen jemand seinen Lebensunterhalt verdient, abzuholzen, um freie Sicht zu haben. Nicht jeder der Kommandeure hört darauf, ähnlich wie bei den Hilfsorganisationen, oder sieht ein, dass Interessen anderer/der einheimischen Bevölkerung mitzudenken sind.

Die Interventionsgesellschaft und ihre sozialen/kulturellen Regeln

Neben den Interventionsstrukturen, die die Situation prägen, ist die intervenierte Gesellschaft mit ihren Kulturen und sozialen Regeln maßgeblich. Diese sind insofern unübersichtlich, als viele der sozialen Regeln im Umgang mit den Menschen vor Ort nicht expliziert werden, aber für erfolgreiche Interaktion maßgeblich sind (wie es eben bei sozialen Regeln so ist). Tatsächlich gehört die Vorbereitung auf eine kulturell sensible Interaktion mit Partnern vor Ort inzwischen für viele Intervenierende zur Vorbereitung auf ihren Aufenthalt. Und auch im Nachhinein werden derlei Situationen reflektiert. Ich erinnere mich daran, dass viele der Soldat_innen davon sprachen, wie wichtig es in der Interaktion mit Afghan_innen gewesen sei, gerade die geschlechtsspezifischen Kommunikations- und Verhaltensregeln zu beachten: zum Beispiel beim Betreten eines Wohnhauses unter allen Umständen stur geradeaus bzw. in Richtung des Gastgebers zu schauen, um den Eindruck zu vermeiden, man schaute sich nach den Frauen des Hauses um.

Mit Vorbereitung ist es nicht getan, große Aufmerksamkeit und Beobachtungsgabe sind nötig, um kulturelle Regeln zu bemerken und sich mindestens äußerlich an diese anpassen zu können. Der Einsatz, so Kurt Zehlen, erfordert Fingerspitzen-

4 Kursivsetzungen in Interviewzitate markieren Betonungen.

5 Siehe Gebauer 2009, MSF Ärzte ohne Grenzen 2009, Müller 2009, Redfield 2010.

gefühl im Umgang mit den Kulturen vor Ort. So hätten viele junge Ehrenamtliche beim ersten Mal wenig Gespür für Statusunterschiede und den in Zurückhaltung ausgedrückten Respekt. Zuhören, aufmerksam, höflich sein, Regeln beachten – das lerne man im Laufe der Einsätze. Zugleich kann vieles verborgen bleiben. Maria Ludwig erzählt:

„Ja, man merkt auch erst, wo man ist – oder, man fängt an zu merken, dass man nichts gemerkt hat, nach einem Jahr. Also erst nach einem Jahr ist mir aufgegangen, dass ich eigentlich überhaupt nicht weiß, was die Leute denken. Und in vieles überhaupt nicht reinkomme.“

Ich lese hier heraus: Das Umfeld, in diesem Fall der EU-Mission im Rechtswesen, ist fremd, sie will es verstehen – nicht zuletzt um sinnvoll kommunizieren und agieren zu können und sich so einzufügen. Aber selbst nach einem Jahr in diesen sozialen Zusammenhängen fällt ihr die ‚richtige‘ Deutung der Kommunikation und des Feedbacks schwer. Das verunsichert nachhaltig und gibt ihr das Gefühl, in vielerlei Hinsicht außen vor zu bleiben, nicht Teil der Gruppe zu sein.

Selbst wenn manche Regeln klar formuliert und im Vorhinein mitgeteilt werden, gibt es viele andere, die nicht verbalisiert werden. Für manch einen ist die Zahl aller möglichen Regeln, das Ausmaß der möglichen Verstöße schier unendlich und damit gefühlt unberechenbar. Für Bundeswehrsoldat Martin, der 2011 als CIMICer in Afghanistan regelmäßig den Kontakt zu verschiedenen Dörfern und Gemeinden suchte, scheint schon eine (zwangsläufig unbedachte, weil seinerseits nicht mit Bedeutung versehene) Geste das Potenzial zu haben, respektlos zu wirken und so eine soziale Situation zu sprengen. Umso wichtiger werden ‚eingeweihte‘ Kontaktpersonen, die derlei Regeln kennen, verbalisieren und mitteilen können. Für Martin war es der ihn in Afghanistan jeweils begleitende Dolmetscher, der „als kultureller Berater und einfach als auch als *Door opener* (JB: hm-m, hm-m)“ fungiert: „also eigentlich der wichtigste Mann“, der ihm sagen sollte, „wenn ich irgendwas total Dummes mache [...] oder (1) äh dis- nee, nicht *disrespectful*, also (1) ohne ohne Respekt mich gerade verhalte (JB: ja, genau), unwissentlich“. In seiner Erzählung schwingt mit, dass trotz der wertvollen Hilfe des Vermittlers immer ein Rest Unübersichtlichkeit im Sinne von Unberechenbarkeit und Unsicherheit bleibt, der nur bedingt kontrolliert werden kann.

Die Interventionssituation in ihren Bedingungen und Logiken – Reiz und Überforderungsgefahr zugleich

Die beschriebene Situation ist also eine auf mehreren Ebenen herausfordernde, die Akteuren ein hohes Maß an Gestaltungswillen, Durchhaltevermögen und Anpassungsfähigkeit abverlangt. Insofern können die Vielfalt und die Komplexität der Interventionssituation Reiz und Überforderungsgefahr zugleich bedeuten.

Für einige Intervenierende ist ein schwieriger Teil der Interventionserfahrung, dass sie ihr eigenes Wirken, die Bedingungen und Folgen ihres eigenen Handelns in der beschriebenen komplexen Situation oft nur bedingt einschätzen können. So versucht Bundeswehrsoldat Werner Petzold relativ zu Beginn unseres Gesprächs im Rückblick auf seine Einsätze in Afghanistan seine Erfahrungen zu ordnen und bei aller Unübersichtlichkeit mindestens für einen abgesteckten Bereich zu verlässlichen Schlüssen zu kommen, die wichtigsten Bestimmungsfaktoren des Einsatzes und der Arbeit dort zumindest „einigermaßen zu erfassen dann, was ja unheimlich schwierig ist in diesem Land, ja?“. Am Ende aber, scheint er überzeugt, komme man weder im Einsatz selbst noch in späteren Analysen über sein direktes Umfeld, diesen „kleinen Mikrokosmos, den wir gesehen haben“ hinaus. Und entsprechend wäre es geradezu vermessen, sich ein Urteil über die Gesamtlage bilden zu wollen. Besonders diejenigen (Soldat_innen), „die ja nur punktuell und dann auch wenn überhaupt zwei drei Mal in ihrer ganzen kurzen Laufbahn ganz kurz punktuell in diesem Land präsent sind“ könnten sich eine eigene Einschätzung eigentlich nicht erlauben. Man müsste öfter kommen und viel länger da sein, um die Situation einigermaßen kompetent einschätzen zu können. In der Konsequenz spricht Petzold damit de facto fast jedem Bundeswehrsoldaten die Beurteilungskompetenz über die Interventionssituation ab – die einen (mit der kurzen Laufbahn, d. h. freiwillig Wehrdienstleistenden oder Soldaten auf Zeit) sammeln zu wenig Erfahrung, um einen Überblick kriegen zu können, die anderen (Berufssoldaten bzw. solche mit längerer Dienstzeit wie er) sind vielleicht öfter dort, aber in Wahrheit auch nicht längerfristig in Afghanistan präsent, sind doch die Standzeiten standardisiert und, neben oft gebrauchten und nicht oft vorhandenen Fähigkeiten, zum allergrößten Teil unabhängig von der Dienstart und Verwendung.⁶

Jetzt mag Werner Petzolds Gefühl der völligen Unübersichtlichkeit angesichts seines Interventionsalltags kaum überraschen, gehörte er doch zu der überwiegenden Mehrheit von Soldat_innen, die das Feldlager während ihres gesamten Einsatzes grundsätzlich nicht verlassen. Mir scheint, dass gerade die, die kaum etwas von ihrer Umgebung mit eigenen Augen sehen, die kaum Interaktionserfahrung mit lokalen Bewohnern oder in lokalen Räumen machen, die Situation als noch unübersichtlicher empfinden als andere. Andere sehen die beschriebene Komplexität und Unübersichtlichkeit unabhängig vom Berufs- oder Arbeitsfeld als eine Besonderheit

6 In seiner Bemerkung schwingt auch etwas Diskreditierendes bezüglich meiner (bisherigen) soldatischen Gesprächspartner mit, die er zum Teil kennt. Ich frage mich, ob ihm – der zum Teil explizit und lautstark Meinungen vertritt, die mir von anderen Soldaten als Beispiel für Engstirnigkeit und altmodisches Denken genannt wurden – daran liegt, gleich zu Beginn unseres Gesprächs klarzustellen, dass außer ihm eigentlich keiner weiß, wovon er spricht.

des Arbeitsalltags in Konfliktkontexten an – gerade diese Kontexte seien schwieriger zu durchschauen, aber noch wichtiger zu verstehen als beispielsweise in der klassischen Entwicklungszusammenarbeit, so Roman Poeschke von der GIZ im Rahmen einer Podiumsdiskussion in Heidelberg (Feldnotizen Heidelberg 2012).

In Werner Petzolds oben zitierter Einschätzung, dass man selbst nur einen kleinen Mikrokosmos erlebe und sich kein Urteil erlauben könne, klingen Zweifel am eigenen Überblick schon an. Auch Bundeswehrsoldat Dennis Richter macht sich in unseren Gesprächen wieder und wieder Gedanken darüber, wie ein erfolgreicher Einsatz eigentlich funktionieren kann und kommt zu dem Schluss: „Das ist abartig komplex.“ Gerade in komplexen Konfliktsituationen ist es eine große Herausforderung, Erfolg zu beurteilen, so auch Kai Koddenbrock: „Knowing and analysing your level of success, however, is a big challenge in complex conflict contexts. As a consequence, strategies have to be found to deal with the opacity of both your impact and your area of intervention.“ (Koddenbrock 2012: 221) Und das in einer Zeit, in der Planung und Evaluation zum wesentlichen Maßstab legitimen Handelns geworden sind.

Wo sich die Folgen des eigenen Handelns schlecht einschätzen lassen, können auch Fehler schlechter antizipiert und vermieden werden. Zugleich potenziert sich ihre Wirkung ins im wörtlichen Sinne Unermessliche – in einem konflikt-geprägten Umfeld, das sich auch durch Volatilität, durch Instabilität und Unberechenbarkeit auszeichnet, drängt sich für manchen das Gefühl auf, jeder Fehler kann einer zu viel sein, kann ganze Projekte und politische Ziele unmöglich machen, kann Leben kosten. Die Komplexität kann infolgedessen zum Stillstand führen, vor Angst und Ohnmacht lähmen. Im Gegensatz dazu fühlen sich andere Intervenierende von der Komplexität von Interventionssituation stark (heraus-)gefordert, sehen darin aber den entscheidenden Nervenkitzel. Nicht umsonst spricht Silke Roth auch von „edgework“ (Roth 2015: 91-92) – es ist gerade diese Arbeit an der Kante, die schwierige Balance zwischen Heraus- und Überforderung, die viele Intervenierende reizt.

Auch Soldat Tim Lange macht diesen Eindruck auf mich. In unserem Gespräch streut er Dutzende kleiner Details zu afghanischen Sitten und Gebräuchen ein, viele Namen und Kontakte. Viele seiner Kameraden interessierten sich nicht genug, entwickeln in seinen Augen nicht genug Ehrgeiz, sowohl die kulturellen Regeln als auch die Interventionsstrukturen zu durchdringen. Ein Mangel an Wissen, den er gern auch mal bloßstellt, wenn einer im Rahmen der Vorbereitung sagt, er kenne schon alle nötigen Akteure und Abkürzungen vor Ort:

„Herr Major, wenn jetzt ein ASP-Mitglied einen PDF-Antrag stellt und wenn das in die PTC reinkommt und der die Unterschrift vom CDC nicht kriegt, aber vom *Chief*, damit zum DDA geht und zum DDRD, weil das ja vom MRRD über das ANDS ja alles – geht das oder geht das nicht?“ (Interview Tim Lange)

Er ist durchgestiegen und hat es verstanden, was angesichts der vielen zu bedenkenden Aspekte beflügelt und anstachelt. Die Situation ist komplex, aber er hat zumindest begonnen, sie zu durchdringen und entwickelt einen gewissen Ehrgeiz.⁷ Auch Polizist Lutz sieht in der Vielfalt, der Komplexität der Situation eine willkommene Herausforderung, ja fast eine Einladung. Auf meine Frage, was er mit seiner Arbeit in den Polizeieinsätzen erreichen wollte, was ihm wichtig war, überlegt Lutz eine Weile. Er habe dazu beitragen wollen, dass es anderen, dass es der jeweiligen Bevölkerung dort besser gehe, sagt er langsam. Dann sprudelt es aus ihm heraus, in diesen Ländern gebe so viel zu tun:

„Stell dich auf den Marktplatz, dreh dich um, und guck was im Argen ist. (JB: hm-m) Such dir was aus, nenn es Projekt, (JB: hm-m) (1) oder wie auch immer du es nennen willst und fang an zu helfen. (JB: hm-m) Das hat jetzt keine Nachhaltigkeit. (JB: hm-m, hm-m) Aber du hast in dem Moment, wo du da ankommst, tausend Ideen, was du machen kannst. (JB: hm-m) Definitiv.“ (Interview Lutz Säger)

Es gibt Länder, in Lutz' Sinn: Arbeitskontexte, da reicht es, rundherum einen Blick zu werfen und schon tut sich eine Vielzahl von Aktionsmöglichkeiten auf. Die Situation in Interventionsländern vor Ort scheint manchem offenbar so prekär, dass – fast egal, wo man ansetzt und was man tatsächlich macht – schon ein Treffer dabei sein wird. Man muss nur die Augen aufmachen und schon sind unzählige sinnstiftende Tätigkeiten möglich. Wichtig: es sind Länder jenseits von Deutschland. Während die alltägliche Polizeiarbeit in Deutschland – in einem weitgehend etablierten Rechtsstaat und in jahrzehntelanger Abwesenheit von kriegerischer Gewalt oder gewaltbegleiteten gesellschaftlichen Umbrüchen – viel von Routine und im besten Fall noch komplexen Zusammenhängen geprägt zu sein scheint⁸, fordert die Interventionssituation Lutz heraus, regt ihn an. Das kann eine riesige Chance sein, ein großes Versprechen, wie eine Wundertüte, die einen großen Schatz unzähliger Aufgaben birgt, die es zu entdecken, anzugehen, zu lösen gilt, eine schier unendliche

7 Von allem, was er in Afghanistan sieht und nicht kennt oder nicht versteht, macht Lange Fotos, um sie dann herumzuzeigen und zu erfahren, um was es sich handelt. Das Foto eines blutigen Stoffknotens hätte er einigen Dolmetschern gezeigt, um zu erfahren, was es damit auf sich habe. Alle verweigerten die Auskunft, aber er lässt nicht locker und löst irgendwann einen Gefallen bei einem vertrauten afghanischen Partner ein. Es handelt sich um das Äquivalent der Monatsbinde einer Frau.

8 Dass Lutz sein Herkunftsland Deutschland nicht mitdenkt, könnte darin begründet sein, dass der ‚Entwicklungsstand‘ vergleichsweise hoch ist. Es könnte aber auch daran liegen, dass Lutz in diesem Fall Hintergründe kennt und entsprechend gar nicht erst versucht ist, die Situation als „einfach“ zu beschreiben.

Spielweise. Zumindest gedanklich beschränkt er sich nicht per se auf die ihm zugeschriebene und zuge dachte Funktion (im Wesentlichen Unterstützung im Polizeiwesen), sondern nimmt die Gesamtsituation in den Blick.⁹ In Lutz' Augen wird die Interventionssituation so zur Aufforderung, zur großen Frage, die mitgedacht und beantwortet werden will. Ohne die Komplexität der Situation zu verneinen, ist es Vielfalt, die er sieht – mit einer ausdrücklich positiven Konnotation. Gerade im (hier gedachten, später im Interview formulierten) Gegensatz zu Zuhause fordert die Situation im Konfliktgebiet heraus, positiv formuliert kitzelt sie die Ideen und Kreativität geradezu aus einem heraus.¹⁰

Aus der Vielfalt, dem bunten Teller erwächst im Gegensatz zu Zuhause für Lutz auch das Gefühl, hier tatsächlich etwas Wesentliches leisten zu können. „Meine Welt [zu Hause] ist so klein geworden“, sagt er, der sich nach seinem ersten Auslandseinsatz mehrfach wieder für Polizeieinsätze gemeldet hat. Und auch Madlen erzählt, dass sie auf der Rückfahrt von Veranstaltungen zum Thema Friedensmission oder Treffen mit anderen Interventionserfahrenen merkt, „wieviel kleiner der Horizont wird, ist“. Wer vorher herausgefordert war, in großen Zusammenhängen zu denken und kreativ zu werden, kann – wieder angekommen – im deutschen Arbeitsalltag fast das Gefühl haben, wie mit Scheuklappen durch die Welt zu laufen und sich auf einen (viel zu) kleinen Teil der Welt beschränken zu müssen.

Ich fasse zusammen: Die Interventionssituation präsentiert sich intervenierenden als sehr komplex. Eine Vielfalt an Akteuren, in verschiedenen Arbeitsfeldern, mit verschiedenen Zielen und Interessen, dazu eine Interventions-eigene bürokratische Struktur und die sozialen Regeln einer anderen Kultur. Aber nicht nur die vielen verschiedenen Menschen und Beziehungsgeflechte fordern heraus, auch die Ge-

9 Über den eigenen Aufgabenbereich hinaus zu denken und sich auch/eher mit dem Interventionsgedanken als solchem zu identifizieren, zeichnet Lutz schon in besonderer Weise aus. Das von ihm gewählte Bild („Stell dich auf den Marktplatz“) ist auch insofern interessant, als ich mich frage, ob jede/r Intervenierende auf diese Idee kommen würde – würden auch Bundeswehrsoldaten mit diesem Bild arbeiten?

10 Fast könnte man meinen, die frühen CIMIC-Aktivitäten der Bundeswehr im Kosovo und in Bosnien-Herzegowina seien aus einem ähnlichen Gedanken heraus entstanden. Stichwort „Dachlatten-CIMIC“ – als Baurupps der Bundeswehr Häuser wieder aufbauten, Straßen herrichteten, Kuscheltiere verteilten, humanitäre Hilfe veranlassten. Frei nach dem Motto „Hier sind so viele Häuser kaputt, hier ist die Armut so groß, hier leiden so viele Kinder, da kann Hilfe unsererseits eigentlich an keiner Stelle schaden.“ De facto war es wohl eher der Wunsch der Bundesregierung, möglichst schnell wieder sicheren Wohnraum zu schaffen, um den u. a. nach Deutschland gekommenen Flüchtlingen die Rückkehr zu ermöglichen bzw. nahezu legen (siehe Plenarprotokolle des Bundestages z. B. vom 13.11.1995 zu Bosnien-Herzegowina oder 11.06.1999 zum Kosovo).

samtsituation in ihren Bedingungen, Logiken, Konsequenzen ist komplex. Was die einen herausfordert und frustriert, ist für die anderen Reiz und Nervenkitzel. Aber egal wie, Intervenierende müssen sich zu dieser komplexen Situation positionieren und sich selbst verorten. Wie sie dies tun, stelle ich im folgenden Teil dar.

5.1.2 Das eigene Wirken in der Intervention – wie sich Intervenierende ihrer selbst versichern

Wer sich von der Komplexität einer Interventionssituation, geprägt von einer Vielfalt verwickelter Beziehungen und sich ständig ändernden Ursachen und Faktoren, nicht vor allem angeregt und stimuliert fühlt, sondern Interventionssituationen eher als chaotisch, unvorhersehbar und außerhalb des eigenen Einflussbereichs wahrnimmt, der versucht die Situation handhabbar zu machen und das Chaos mit verschiedenen Mitteln kleinzuhalten. Zu diesen Mitteln zählen zunächst das betonte Selbstverständnis als „Auftragnehmer“ und der diskursive und praktische Rückzug auf „Notsituationen“. Auch betonte Bescheidenheit und die Konzentration auf konkrete technische Aufgaben können Orientierung geben, ebenso wie die eigene Arbeit als „jenseits von Politik“ zu definieren. Ein weiteres übliches Instrument ist die Operationalisierung und Planung von Prozessen. Auch etwas Sichtbares, Messbares zu schaffen ist verführerisch. Und schließlich helfen Diskurse dabei, die Komplexität der Situation zu reduzieren.

Auftragnehmertum

Wer sich als Auftragnehmer versteht, der muss die Entscheidungsverantwortung für eine Intervention nicht selbst tragen, sondern kann sie quasi an einen Auftraggeber delegieren und damit Legitimitätsfragen aus dem Weg gehen. Das ermöglicht nicht nur, generelle Selbstzweifel zu vermeiden, sondern sich auch in konkreten Interaktionssituationen mit Intervenierten der Verantwortung zu entziehen und so möglichen Konflikten mit Hinweis auf den Auftraggeber aus dem Weg zu gehen, wie etwa in den Schilderungen von THWler Andreas Fechtner deutlich wird:

„Wir kommen dahin und wir haben klar umrissenen Auftrag, wir kommen (1) um das Wasserha- um die Wasserleitung hier instand zu setzen, könnt ihr das und das machen? Nö. Wir haben hier einen Auftrag. Dann wissen die genau, was Sache ist. Wir haben einen gewissen Spielrahmen, oder Spielraum, in dem wir uns bewegen dürfen, und wenn eine Anfrage kommt, können wir das auch nach Hause weiterleiten, und die sagen uns dann, ja oder nee. Ja? Das macht es sehr transparent und deshalb – wir können uns auch immer auf die Position zurückziehen und sagen, sorry, das Ministerium hat gesagt, dass. Oder nein, das ist nicht unser Auftrag, oder – ja? Die Rolle ist schon komfortabel. [...] das schafft Handlungssicherheit. Weil das nimmt auch einem Druck letztendlich als ähm Team- Mitglied des Teams, äh,

ich kann das nicht entscheiden, ich muss (1) nachfragen. Ja? Nimmt einem ein Stück weit Flexibilität und man kann nicht überall den Retter spielen, aber (1) ja (1) ja.“ (Interview Andreas Fechtner)

Es ist nicht nur die klare Beschränkung auf ein ganz bestimmtes Tätigkeitsfeld, die Fechtner angenehm findet. Es ist vor allem die Rückzugsmöglichkeit auf die Rolle des Ausführenden, die ihm und seinem Team Druck nimmt und Handlungssicherheit gibt. Die Tätigkeit in der Interventionssituation ist nicht selbst gewählt, sondern per Auftrag zugeteilt. Die entsprechende Selbstpositionierung als „Auftragnehmer“ entlastet ihn.

Das THW entspricht in diesem Sinne seinem „großen Bruder Bundeswehr“, wie Andreas Fechtner an anderer Stelle formuliert. Als nachgeordnete Behörden können sich beide auf die Position des Auftragnehmers zurückziehen. Tatsächlich ist der entsprechende Diskurs in der Bundeswehr weit verbreitet und in der Interaktion von Bundeswehrsoldaten und ziviler Öffentlichkeit ein gern bemühter Referenzpunkt, besonders wenn es darum geht, auf Kritik an den Auslandseinsätzen der Bundeswehr zu antworten oder ihr, in vorausgehendem Gehorsam, zuvorzukommen. So ordne ich zumindest die Reaktion von Georg Wälder ein, als ich ihn fragte, was er mit seiner Arbeit in Afghanistan erreichen wollte. Er lacht erstmal und sagt dann:

„Jetzt haben Sie mich auf dem falschen Fuß erwischt. Ich wollte gar nichts erreichen. Ich bin dort als Vertreter der Bundesrepublik Deutschland. (1) Die hat uns einen Auftrag gegeben. (1) Und was wir mit diesem Auftrag erreichen sollten, müssten Sie meinen Minister fragen. (1) Ich persönlich habe mir keine Ziele gesetzt, sondern habe gesagt, okay, zivil-militärische Ar-Zusammenarbeit ist notwendig, damit gewisse Dinge koordiniert werden. (JB: ja, ja) Das haben wir auch gemacht, das ist uns auch mit Masse gelungen. (1) Was aber mit dem Gesamtprojekt, Einsatz Afghanistan, erreicht werden soll, so nach dem Motto Zielsetzung durch die Bundesregierung, (JB: ja, ja) das fragen Sie bitte die Bundesregierung.“ (Interview Georg Wälder)

Er ist bei weitem nicht der einzige, der im Gespräch über Auslandseinsätze sehr klar auf die Verantwortung der Politik verweist. Viele werden nicht müde, immer wieder deutlich herauszustellen: Die Bundeswehr entscheidet nicht selbst über ihre Einsätze, sondern kann nur mit einem Mehrheitsbeschluss der Bundestagsabgeordneten für einen konkreten Auftrag ins Ausland geschickt werden. Darüber hinaus untersteht sie auch sonst einer zivilen politischen Führung und wird von einer zivilen Verwaltung getragen. Trotzdem scheinen Soldaten nicht selten das Gefühl zu haben, sich rechtfertigen zu müssen, vor der zivilen Bevölkerung, aber auch in der medialen Öffentlichkeit, wie Wälder an anderer Stelle in unserem Gespräch beklagt:

„Und wir müssen uns vor der Presse rechtfertigen, warum wir da sind. (1) (JB: hm-m) Ich hab da einmal ein Interview auch gegeben, dem hab ich gesagt, na ja gut, warum wir hier sind, fragen Sie bitte mal ne politische Führung. (JB: hm-m) Die haben uns hierhin geschickt. Ich kann Ihnen nur sagen, was mein Auftrag ist.“ (Interview Georg Wälder)

Diese klare Trennung zwischen „wir“ und „die“ – Biehl und Keller formulieren so schön, dass Distanzierungen zur politischen Leitung und militärischen Führung „im militärischen Kontext durchaus gepflegt werden“ (Biehl/Keller 2009: 128)¹¹ –, der Rückzug auf eine Ausführenden-Position ist hier ganz eindeutig mit dem Von-sich-weisen von Entscheidungsverantwortung verbunden. Soldaten, so formuliert es auch Martin Goset, sind nicht verantwortlich für die „Vorgaben der Politik“ (Interview Martin Goset).

Zugleich kann es frustrierend sein, immer auf die Zustimmung bzw. den förmlichen Auftrag des Auftraggebers Bundesregierung angewiesen zu sein. THWler Kurt Zehlen erzählt, dass das THW im Rahmen seiner Tätigkeit in einem Flüchtlingscamp ein Projekt angeleiert hatte, die Beleuchtung auf den dortigen Wegen zu verbessern, um Frauen besser vor Vergewaltigungen zu schützen. Die Bundesregierung fand das Projekt zu gefährlich für das THW-Team und stempfte es ein: „Das Innenministerium ist halt unser Dienstvorgesetzter [...] wenn die sagen, Schluss, dann ist Schluss. Egal ob wir wollen oder nicht.“ (Interview Kurt Zehlen). Es ist also nicht nur bequem, Auftragnehmer zu sein. Es birgt auch Enttäuschung und Frust, wie in Georg Wälders Ausführung deutlich wird:

„Wenn ich dann das mal in meinen Worten schildern darf, das hat mich unwahrscheinlich betroffen gemacht, (1) da kam ja die Anfrage, ich glaub von den Grünen im Bundestag damals an die Kanzlerin, wie lang soll denn der Einsatz noch gehen. Und da hat die Merkel damals sinngemäß gesagt, na ja, wir können den Einsatz erstmal beenden, wenn wir unsere Ziele erreicht haben. Und dann haben die Grünen gefragt, ja Frau Kanzler, was sind denn die Ziele. Und wissen Sie was die Antwort so sinngemäß war? Wir beenden den Einsatz 2014. (JB lacht leise) (1) Ja, so nach dem Motto, wir schicken mal Soldaten, aber so richtig was dabei rauskommen soll, wissen wir ni- [...] ich muss doch einen einen Status quo definieren, wo das erreicht werden muss, wenn wir raus- Und der muss ja nicht allein fürs Militär definiert werden, sondern auch fürs Auswärtige Amt, für BMZ. (2) Aber da hab ich zumindest das Gefühl gehabt, so richtig weiß ich bis heute nicht, was die Bundesregierung mit dem Einsatz dort wollte. Und wenn sie mir sagt, pass mal auf, mein lieber Soldat, eigentlich wollen wir da gar nicht hin, aber im Rahmen dieser internationalen Gemeinschaft, wir müssen Flagge zei-

11 Mit dem Konzept der Inneren Führung ist diese klare Unterscheidung von Militär und Politik auch institutionell und an prominenter Stelle in der Bundeswehr verankert.

gen, (1) dann kann ich sagen, jawohl ich fahr da hin, zeig Flagge, aber ich mach sonst nichts. Aber selbst diese Aussage ist ja nicht gekommen.“ (Interview Georg Wälder)

Wälder hätte gern mehr über die Ziele des Afghanistaneinsatzes gewusst – um die eigene Arbeit überprüfen zu können, aber vielmehr noch, weil es seinem Anspruch an seriöse Politik entspricht, dass diese sorgfältig abwägt und zweckmäßig vorgeht. Der Eindruck, dass sie dies nicht tut bzw. ihm als Ausführendem kein Narrativ anbietet, das den Einsatz irgendwie legitimiert, frustriert ihn zutiefst.

Nothilfe

Neben der Positionierung als Auftragnehmer ermöglicht auch das designierte Einsatzszenario der akuten Notsituation ein relativ unproblematisches Selbstverständnis als Intervenierende. Das gilt im Fall von Naturkatastrophen und Hungersnöten für die technische Hilfe des THW beim Bau von Notunterkünften und Flüchtlingslagern ebenso wie für humanitäre Hilfe im Sinne medizinischer (Not-)Versorgung. Es sind Konnotationen wie die des Dringlichen und Unpolitischen, die Nothilfe auch für meine Gesprächspartner als Deutungsrahmen für ihr eigenes Tun attraktiv machen. Wo akut Not herrscht und Menschenleben bedroht sind, wo kurzfristig geholfen werden kann, scheint es legitim, nicht nur die Frage nach strukturellen Ursachen und langfristigen Bedürfnissen zurückzustellen, sondern auch die (negativen) Wechselwirkungen des eigenen Intervenierens mit bestehenden Strukturen nicht weiter zu problematisieren. Nothilfe ist für manch einen deshalb im Vergleich zur Entwicklungszusammenarbeit die naheliegendere Wahl. Auf meine Anmerkung hin, ich wolle selbst nicht in der EZ arbeiten, weil ich den Ansatz an sich schwierig fände, stimmt Peter Leibhart zu, der für eine NGO im Bereich Entwicklungs- und Nothilfe arbeitet:

„Wenn es um langfristige Entwicklungszusammenarbeit angeht, dann habe ich auch persönlich ein kritisches, eine kritische Einstellung (JB: jaha). So lange ich meine Arbeit als humanitäre Hilfe bezeichnen kann, dann ist das ganz was anderes (JB: Hm-m). Ja, hier geht's um Menschenleben, äh, um viele (JB: Ja, ja).“¹² (Interview Peter Leibhart)

12 Fassin argumentiert, dass das „viele“ an dieser Stelle tatsächlich einen wesentlichen Unterschied mache und den Inbegriff des humanitären Selbstverständnisses darstelle. Nothilfe „does not just save a few lives; it spares thousands of them“ (Fassin (2010: 242). Er führt aus: „Whereas the hospital doctor may believe that a life is saved once in a while thanks to her or his work, the refugee camp physician has the everyday evidence of tens of existences snatched from death.“ (Fassin (2010: 242) Dieser zahlenmäßige Unterschied sei kein rein quantitativer, bedeutet er doch eine wesentliche Verschiebung von Personen hin zu Bevölkerungen, was zur praktischen und symbolischen Wirkmächtigkeit

Ähnlich erzählt Arzt Thomas Eben, er habe nach der Schulzeit mehrfach Entwicklungsprojekte in Indien besucht und sich dann aber mit der Entscheidung für die Nothilfe davor gedrückt, sich zu den potenziell problematischen Auswirkungen von Entwicklungszusammenarbeit zu positionieren:

„Eine Problematik, der ich (3) naja, so ein bisschen entgehen wollte, war die Frage, Entwicklungshilfe- [...] sagen wir mal so, ich finde den Ansatz dieser humanitären Hilfe in Krisenzeiten, in Katastrophengebieten zu helfen, ähm, einfacher und unproblematischer [...] zumindest in der reinen Theorie ist das ja so, bei der humanitären Hilfe ist sowieso alles kaputt (JB lacht leise), die Leute haben gar nichts, da kannst du jetzt auch nicht sagen, äh, äh, ja, aber Wirtschaft muss sich ja irgendwie auch selbst entwickeln, sondern die sind sonst am Verhungern und das ist auch in vielen Situationen tatsächlich so gewesen, und da ist es sozusagen einfacher. Und das ist was, was bei humanitärer Hilfe eben anders als bei Entwicklungsarbeit ähm (1) – ein Problem, dem man sozusagen ausweicht, ohne dass ich mich abwertend äußern will, überhaupt nicht, ist auch nicht meine Meinung über Entwicklungsarbeit in jeder Form, sondern (1) nur ich habe mich da auf diese Weise darum gedrückt.“ (Interview Thomas Eben)

Nothilfe ist deutlich einfacher zu rechtfertigen, weil sie in Situationen eingesetzt wird, in denen – salopp formuliert – eh Hopfen und Malz verloren sind. Wenn Not und Leid unfassbar groß sind, scheint alles, was man tut, eine Verbesserung zu sein. Thomas gesteht ein, dass das in der Praxis tatsächlich anders aussehen könne, aber der Gedanke beruhigt ihn dennoch ein Stück weit. Auch Koddenbrock stellt für die humanitären Helfer und *Peacekeeper* im Kongo den „comfort of non-transformation“ (Koddenbrock 2012: 225) fest. Bei kurzen Einsätzen mit dem vorrangigen Ziel, Leben zu retten, braucht man nicht darüber nachzudenken. Denn während sich über das Für und Wider konkreter (Entwicklungs-)Maßnahmen vortrefflich streiten lässt, steht das formulierte Ziel, akut gefährdete Leben zu retten, nicht unter Rechtfertigungsdruck. Während man also bei Entwicklungsarbeit über die grundsätzliche Legitimität und die schlechtere Planbarkeit aufgrund längerer Dauer nachdenken kann, ist die Sache in der Nothilfe einfach: wenn es sie nicht gibt, sterben Menschen, so die Logik.¹³

von humanitären Organisationen beitrage (siehe auch Kapitel 6.1 zum Zusammenhang von Masse/Quantität und der Sichtbarkeit von Intervenierenden sowie infolgedessen ihren Selbst- und Fremdverständnissen).

13 Zu dieser Beschränkung, dieser Konzentration auf den Moment zählt nicht nur das Ausblenden der Zukunft, von morgen und übermorgen, sondern auch das Beiseiteschieben der Vergangenheit. Koddenbrock stellt fest, dass Nothelfer und *Peacekeeper* Zeit anhalten bzw. ausblenden (Koddenbrock 2012: 225). Als explizite Kurzzeit-Interventionen interessieren sie sich nicht für die Zukunft (und die Herausforderung, komplexe gesell-

Bescheidenheit und konkrete technische Aufgaben

Eine weitere Möglichkeit, die Komplexität einer Intervention und die Unübersichtlichkeit des eigenen Einflusses zu handhaben, ist, sich als zurückhaltend und bescheiden zu positionieren und das eigene Wirken auf ein sehr klar abgegrenztes, technisches Arbeitsfeld zu reduzieren. Wer keine großen Ansprüche formuliert, wer sein Wirken klein schätzt, der läuft weniger Gefahr, enttäuscht zu sein. Kleine Brötchen backen ist das Gebot der Stunde. Bundeswehrosoldat Martin Goset sieht sich als kleines Rad im großen Getriebe und meint, dass es vielen anderen Praktikern vor Ort ähnlich gehe. Er erzählt:

„Mein Ziel war es einfach diese fünf Monate hinter mich zu bringen, ähm, (1) heil wieder zurückzukommen, einen vernünftigen Job zu machen, (1) ähm, (1) und wenn’s geht, vielleicht auch noch ein bisschen was zu bewirken. Ja, aber ich bin jetzt da nicht mit Idealismus in das Land gekommen und habe gesagt, ich muss jetzt unbedingt dafür sorgen, dass die nächsten drei Generationen ähm die Grundschulbildung bekommen (JB kichert), ja, weil das ist das ist utopisch. Und ich glaube, ich glaube, ähm, die Mehrzahl der (1) der Praktiker vor Ort, also die, die wirklich die wirklich arbeiten, äh, sieht das genauso. Weil al- als kleines Rad kannst du nichts nichts bewerkstelligen, ja? (JB: Ja, ja) Und was dann die die Politik für Visionen hat oder für Vorstellungen, das ist- ist meines Erachtens glaube ich viel Wunschenken. Ja, oder Idealismus (JB: Hm-m, hm-m).“ (Interview Martin Goset)

Gleich im ersten Satz stellt Martin klar, dass einen guten Job zu machen nicht automatisch bedeutet, etwas zu bewirken. So wie er spricht, tut man sich keinen Gefallen damit, große Ziele zu verfolgen, weil diese ohnehin unerreichbar sind. Derartige Visionen oder Vorstellungen haben nur Politiker, d. h. die Leute, die (nicht nur die Aufträge formulieren und verteilen, sondern zudem) viel reden, aber selbst nicht vor Ort sind und anpacken. Unter den Praktikern hingegen, versichert Martin mir/sich, sei es vollkommen verbreitet anzuerkennen, dass die eigene Tätigkeit, das eigene Da-sein für das große Ganze ohnehin nicht ins Gewicht fallen.¹⁴

schaftliche und politische Prozesse in Angriff zu nehmen) und beschäftigen sich zugleich auch nicht mit der Vergangenheit des Kongo (und den Hintergründen der Situation, in der sie handeln; zu den verschiedenen Zeitperspektiven von Intervenierenden und Intervenierten siehe auch Distler 2010: 133, Distler 2014: 240).

14 Im Laufe dieses Kapitels sollte deutlich werden, dass sich das (so pauschal) in meinen Daten nicht wiederfindet. Neben denen, die große Ziele lieber nicht in den Mund nehmen (siehe Andreas Fechtner im folgenden Absatz), gibt es auch solche, die dies dezidiert und planerisch tun und ihrem persönlichen Tun bei aller Bescheidenheit auch Wirksamkeit zusprechen (wie Brigitte Pohl und Peter Leibhart in folgenden Unterkapiteln).

Zu den verschiedenen Spielarten, die Intervenierende entwickeln, um politische Debatten und strukturelle Fragen zu umgehen und so die Komplexität der Interventionssituation auf ein überblickbares Maß zu reduzieren, gehört damit auch die Konzentration auf konkrete Aufgaben, Technik und Verwaltung bzw. das *Framen* der eigenen Tätigkeit mit diesen Begriffen. Das beinhaltet, auf einzelne Tätigkeiten zu fokussieren bzw. seine Aufgaben klar abzugrenzen und als technisch zu definieren und damit verbundene soziale Verflechtungen, Bedingungen und Konsequenzen auszublenden. Das ermöglicht ein positives, weil greifbares Selbstbild und fördert die Anerkennung im Interventionsumfeld, wie Andreas Fechtner schildert:

„Wir sind Techniker, ja? Da weiß man genau, wenn die kommen, reparieren die die Pumpe oder das Auto oder die bauen hier was auf und dann – also da entsteht immer was und das ist – greifbar. Ich glaube, das ist so ein Punkt, den die Bevölkerung einfach mag, ja? Und die wissen auch genau, was sie von uns erwarten können. Das ist das Technische Hilfswerk. (2) Ja, ich glaube, diese, dieses Konkrete hilft, hilft uns und unserer Arbeit. Ja? Und wir sind nicht irgendwelche- wir retten hier die Menschheit oder allen kleinen Kinder geht es gut, oder wir machen hier die Erziehung für alle, und Alphabetisierung für alle, und morgen habt ihr ein schönes Leben – wir labern ja nicht. Sondern (JB lacht kurz auf) wir kommen dahin und wir haben klar- klar umrissenen Auftrag, wir kommen (1) um das Wasserha- um die Wasserleitung hier instand zu setzen.“ (Interview Andreas Fechtner)

Die Konzentration auf konkrete technische Aufgaben strukturiert das positive Selbst- und Fremdbild, das Fechtner hier für das Technische Hilfswerk zeichnet. Während andere Intervenierende sich abstrakte(re) Ziele setzen und, seiner Meinung nach viel zu viel darüber sprechen, hat das THW eine klar umrissene und praktische Aufgabe. Sein Team und er bauen und reparieren Pumpen, Autos, Brunnen, Unterkünfte. Die Interventionssituation wird zum Arbeitsplatz deklariert, zum Erledigungsort. Frei nach dem Motto: „Ich baue hier Latrinen, das kann ich, das mache ich sorgfältig und gut und mit der Gesamtsituation habe ich nichts zu schaffen – es ist nicht an mir, die zu beurteilen.“

Der Fokus auf technische Aufgaben bzw. das Handhabarmachen durch die Schaffung von und Konzentration auf konkrete technische Aufgaben ist nicht auf Organisationen wie das Technische Hilfswerk beschränkt, sondern auch in anderen Bereichen der humanitären Nothilfe anzutreffen. Wie Tony Vaux in seinem Erfahrungsbericht feststellt, kann es angesichts von Tod und Leid fast beruhigend sein, über so stichhaltige Dinge wie technische Details zu sprechen:

„After so many deaths in a day, and so much suffering, we retire to a tent and have a cup of tea, talking of what the different agencies are doing, of taps and ‚T45‘ water tanks, hose pipes, plastic sheeting. Technical talk is especially comforting because it gives a feeling of solidity when all else is sliding into death. The weighing instruments and slings for little ba-

bies, red plastic beakers and blue plastic for the floor... these are the ritual elements of our religion, the icons in our temple.“ (Vaux 2001: 44)

Wer sich als humanitärer Helfer mit vielen Toten, mit viel Leid konfrontiert sieht und die Situation, die seine Handlungen rahmt, als unübersichtlich und chaotisch empfindet, der findet Halt in Ritualen und, wie Vaux zuspitzt, ikonenhaften Objekten. Die verschiedenen Waagen für die Kleinsten, die roten und die blauen Becher mit ihren klaren Funktionen fordern zu konkreten Handlungen (und Handhabungen) auf und helfen so, in der konkreten Situation den großen moralischen Fragen nach Sinn und Legitimität zu entgehen. Positiv formuliert ermöglichen sie erst Handeln in Situationen, die eigentlich „zu groß“ scheinen – in denen (nicht nur) für Intervenerende leicht das Gefühl überwiegt, dem menschlichen Leid nichts entgegensetzen zu können. So hilft Technik auch, der eigenen Gefühle Herr zu werden – Hilflosigkeit, Ohnmacht, Trauer, Mitgefühl beiseite zu schieben und einfach „zu machen“.¹⁵

-
- 15 Siehe auch Pandolfi 2010: 245. In diesen Formulierungen klingt schon Kritik an. Und so lautet der Vorwurf in der Community, dass Nothilfe derartig technisch ausgerichtet und objekt-zentriert zu einem Vorgang wird, den man mit geschäftiger Effizienz erledigen kann, anstatt dem Übel in emotional fordernder Beziehungsarbeit nachzuspüren (Gebauer 2007: 208). So lassen sich mithilfe des MUAC-Bändchens deutlich mehr Kinder auf Unterernährung untersuchen als in reinen Gesprächen mit den Eltern. Das MUAC-Bändchen („Mid-Upper Arm Circumference“) ist ein dreifarbiges Band, das um den Oberarm eines Kleinkindes gelegt wird, um analog zu einer Verkehrsampel dessen Ernährungszustand anzuzeigen. Kritiker stellen jedoch in Frage, ob die größere Zahl der gescreenten Menschen das Weniger an menschlicher Aufmerksamkeit für die einzelnen Behandelten aufwiegt. Vergleichbar kritisiert Tom Scott-Smith dies am Beispiel von „Plumpy’nut“, einer kalorienreichen dicken Erdnusspaste auf Öl-Basis, die eine Behandlung von moderater Unterernährung bei Kindern auch zu Hause ermöglicht und seit Anfang der 2000er Jahre in großem Umfang in der humanitären Hilfe eingesetzt wird: „Plumpy’nut is not a cure or a solution for malnutrition, let alone an adequate response to hunger. It helps build bodies back – like all food, but faster – yet it is no substitute for concerted political action. In fact, Plumpy’nut endangers political action by presenting malnourishment as amenable to technical fixes. It depoliticises the causes of hunger and defers pressure for lasting solutions. A similar conclusion may be reached about the MUAC band. [...] They locate hunger as a purely physical phenomenon, they silence individual experiences of malnourishment and they render relief as an external intervention reliant on pre-packaged products like Plumpy’nut.“ (Scott-Smith (2013: 926). Anstatt die strukturellen Ursachen, politischen Bedingungen und globalen Zusammenhänge von Hunger und Mangelernährung zu thematisieren und anzugehen, werde Hunger als rein

Arbeit jenseits von Politik

Es ist das Eine, sich zu bescheiden und auf technische Fragen zu konzentrieren, um die emotionale Belastung kleinzuhalten. Es ist etwas Anderes, auf diese Weise die politischen Dimensionen humanitärer Hilfe und anderer Interventionen auszublenden, wie es auch Andreas Fechtner in seiner Selbstbeschreibung oben tut. Ich nehme an, er würde sich – mit den Worten von Thomas Gebauer – zu den „modernen Helden zivilgesellschaftlicher Aktion“ zählen, die sich nicht „mit dem politischen Kontext aufhalten, sondern unmittelbar anpacken“ (Gebauer 2007: 208). Thomas Eben hält diese Haltung, das Politische auszublenden und auf das Technische zu fokussieren, für einen Trugschluss. Für sein Arbeitsfeld der medizinischen Nothilfe sagt er:

„Gesundheitsversorgung ist immer politisch, ist übrigens auch hier immer politisch, und ähm in so einer Konfliktsituation (1) kann man da hundertprozentig ausschließen, dass man vor irgendeinem Karren gespannt wird? Nein. Punkt. Muss man einfach so sagen.“ (Thomas Eben)

Selbst mit diesem doch eher begrenzten Arbeitsfeld sei es naiv zu glauben, man könne als Intervenierender strukturellen und (potenziell schwierigen) strittigen Fragen entgehen, indem man sich selbst als objektiver, nicht von Interessen geleiteter Akteur außerhalb der Konfliktsituation versteht, als neutraler Verwalter statt als (politischer) Gestalter.¹⁶ Ob bei der Gründung oder der Leitung von Flüchtlingsla-

physisches Phänomen definiert, das technisch gelöst werden könne, argumentiert Scott-Smith. Und Thomas Gebauer stimmt ein: „So aber werden Katastrophen aus ihrem geschichtlichen Kontext herausgelöst und erscheinen nur noch als humanitäre Krisen, die es zu lindern gilt.“ (Gebauer 2007: 208) Aus ähnlichen Gründen kritisierte MSF sogar einen „Code of conduct“, der von NGOs in Reaktion auf sexuellen Missbrauch in westafrikanischen Flüchtlingslagern festgesetzt wurde. Ein solches Regelwerk sei vor allem regelorientiert und mediantauglich, löse aber nicht das eigentliche Problem der Campstruktur und des Campmanagements. Stoddard fasst zusammen: „In MSF’s view, NGOs seem to care more for logistical ease and technical efficiency than for humanitarian values, or for addressing the proper relationship between aid and politics.“ (Stoddard 2003: 33)

16 Gebauer spricht deshalb auch von „ignorantem Pragmatismus“ (Gebauer 2007: 208). Spannend ist, dass dieser von Gebauer festgestellten Entpolitisierung von humanitärer Hilfe im fachöffentlichen Diskurs die Prognose einer zunehmenden „Politisierung der bislang als neutral angesehen humanitären Hilfe“ (Roth/Klein 2007: 9) gegenübersteht. Letztere ist in aller Regel negativ konnotiert und sieht Nothilfe in der Gefahr, nicht mehr als Selbstzweck angesehen, sondern als strategisches Mittel in gewalthaften politischen Konflikten eingesetzt zu werden. Eine Denkweise, als deren Stellvertreter oft der damalige US-Außenminister Colin Powell zitiert wird, der sagte, die Anwesenheit der (humani-

gern, bei der Versorgung der Betroffenen von Naturkatastrophen oder beim Aufbau staatlicher Institutionen wie Ministerien, Polizei, Gefängnissen – in allerlei Bereichen entwickeln Intervenierende eine Art Management-Blick, der vor allem danach fragt, wie sich die entsprechenden Prozesse am besten organisieren lassen, wie sich der sozialen Komplexität am ehesten mit (komplexen) bürokratischen Strukturen Herr werden lässt. Angesichts komplexer Herausforderungen ist das verständlich, wie Tony Waters am Beispiel der Flüchtlingshilfe beschreibt:

„Refugee relief is a complex task. It involves organizing relief goods and refugees, and then bringing them together in an efficient fashion. It is often made more complex by the fact that refugee flight tends to be to remote areas, and at least initially, is perceived as being sudden. Thus, to accommodate refugees effectively, it is necessary to bring together resources from around the world quickly and efficiently. The only type of organization capable of marshaling the widely dispersed resources needed to do this is the modern specialized bureaucracy.“ (Waters 2001: 34)

Insofern Bürokratie verlässliche Verfahrensweisen bereithalten soll, wie in bestimmten Situationen unabhängig von den beteiligten Individuen gehandelt werden soll, ermöglicht eine Verwaltungsperspektive auf die Interventionssituation nicht nur deren Handhabung, sie stellt auch die für notwendig erachtete Distanz und den Abstand zu der unübersichtlichen Gemengelage her. Insofern hilft auch sie, die Eindrücke und Gedanken zur Interventionsumgebung zu ordnen und übersichtlich zu strukturieren. Menschliches Leid als logistische Herausforderung umzuformulieren, erlaubt Helfern, die „chaotischen Umstände“ ihrer Arbeit zu kontrollieren, so Tom Scott-Smith: „These tendencies are linked to the modern, bureaucratic approach to humanitarian relief. They allow aid workers to control chaotic circumstances.“ (Scott-Smith 2013: 926-927)

Dies ist eine Haltung, die von Praktikern wie Forschenden auch kritisch gesehen wird. Tony Waters weist darauf hin, dass Planen in humanitären Operationen insofern immer schwierig und heikel ist und ein moralisches Dilemma darstellt, als es beinhaltet, „Opfer“ zu definieren und damit in der Folge auch diejenigen zu bestimmen, die keine sind (Waters 2001: 49-70). Bürokratische Abläufe erleichterten vielleicht die logistische Bewältigung der Not, implizierten jedoch weiterhin weitreichende Folgen.¹⁷ Andrea Talentino kritisiert, *Peacebuilding* sei „more than a

tären) NGOs im Irak sei im strategischen Interesse der USA (Roth/Klein 2007: 13; siehe auch Torrente 2004).

17 Auch wenn ich diesen Hinweis Waters' relevant finde, hat seine Kritik ansonsten eine teilweise etwas naive Konnotation, wenn er schreibt: „the ‚mercy‘ function has been broken down into tasks done by specialists hired and trained to do each action efficiently and

technical exercise in creating political structures; it is also about teaching people to believe“ (Talentino 2007: 167). In diesem Verständnis ist nicht weniger als gesellschaftliche Transformation das Ziel vieler Interventionsprozesse und die ist keine technische Aufgabe. Ähnlich argumentiert Stephan Hensell, dass *Statebuilding*-Prozesse nicht auf „a simple logic of bureaucratic restructuring“ (Hensell 2012: 195) reduziert werden könnten. Weil soziale/kulturelle Faktoren in derlei Prozesse reinspielen, weil beispielsweise Polizei als (Bourdieuisches) soziales Feld in Mazedonien anders gespielt würde und mit anderen Ressourcen funktioniere als Intervenie- rende denken, sei „statebuilding in general, and police reform in particular, [...] always a deeply political process“, so Hensell (ebd.: 195).

In dieser Lesart: Wer sich dieser Einsicht verweigert und den „Management-Blick“ auf Interventionen einnimmt, dem fehlt nicht nur Anerkennung (und damit implizit auch Wertschätzung) für die Komplexität seiner Umgebung (womit auch immer ein gewisser imperialistischer/kolonialistischer Habitus unterstellt wird). Jemand, der ausschließlich bürokratisch denkt, verkennt auch wichtige Einflussfaktoren auf die eigene Tätigkeit.¹⁸ Kai Koddenbrock spricht vergleichbar davon, dass manche Intervenie- rende im Kongo eine unpolitische Managementhaltung einnehmen – die ad hoc verwalte, aber keine strukturellen Änderungen anstrebe:

„By turning the supposedly complex and overwhelming Congo into something as simple as a workplace, one focuses on the content of the work – saving lives effectively – and gets rid of the unsettling dimensions of Congolese and international politics. ‚Workplacings‘, as one might call it, is a de-politicising move.“ (Koddenbrock 2012: 222)

effectively. In this respect, the work of today’s Good Samaritan agencies is not that different from the larger bureaucracies of modern business and government within which the principles of bureaucratization were established. These organizations define a goal to achieve, identify the means to do it, and establish programs to achieve the specified goals.“ (Waters 2001: 3) Als sei Hilfe vor allem dann richtig, wenn sie nicht business- mäßig oder bürokratisch daher komme, als könnte der gute Samariter nicht auch gut organisiert sein.

- 18 Eine weitere Lesart: Möglicherweise ist es nicht die reine Bequemlichkeit, die Intervenie- rende vor politischen Programmen und transformativer Gestaltung zurückschrecken lässt. Das betont „Unpolitische“ mag auch ein Resultat der berechtigten Kritik am „liberalen *State-* bzw. *Peacebuilding*“ sein bzw. der Einsicht geschuldet sein, dass tatsächliche poli- tische Transformationsprozesse nicht Sache von internationalen Intervenie- renden sein sollten bzw. dies viel mehr Legitimationsarbeit bedeuten würde. Insofern könnte man diese Zurückhaltung bzw. diesen Rückzug auf Management und Verwaltung auch als Bescheidenheit deuten.

Den Kongo zum „Arbeitsplatz“ zu machen, macht die Situation einfacher (und unpolitischer), wobei diese Denkweise meines Erachtens nicht zwangsläufig auf machtbedingte Ignoranz hinweist, sondern womöglich schlicht den Umgang mit komplexen, schwer zu überblickenden Situationen erleichtert. Irgendwie muss man die Dinge ja handhabbar machen: Komplexitätsreduktion und Distanznahme helfen dabei. Schließlich lässt sich das Erreichen der großen abstrakten Ziele ohnehin nicht überprüfen, sind die Zusammenhänge doch so komplex, dass sie so oder so kaum zu überblicken sind. Insofern lässt sich eine derartige Haltung auch als sinnvoller Selbstschutz interpretieren.¹⁹ Im Fall der Bundeswehr beispielsweise sieht die Inne-Führung als Leitkultur der Bundeswehr nicht nur die klare Unterscheidung von Militär und Politik vor, sondern explizit auch deren notwendige Verknüpfung. In Anlehnung an den Sozialwissenschaftler Klaus Naumann kann man von der Militärbedürftigkeit des Politischen sprechen²⁰. Vor diesem Hintergrund läge die Vermutung nahe, dass die überwiegende Mehrheit der Soldaten über alle Dienstgradgruppen hinweg den Sinn und Zweck ihres Arbeitseinsatzes durchaus reflektieren.²¹ Meiner Erfahrung nach tun sie dies eher im Duktus der Frustration, weil der persönliche Einsatz auf das große Ganze gesehen ohnehin nichts zu bringen scheint oder aber die eigenen Anmerkungen und Verbesserungsvorschläge ‚weiter oben‘ nicht gehört werden. Meinerseits bleibt die Befürchtung durchaus bestehen, dass Bundeswehrsoldaten sich als Profis verstehen könnten, die sich auf die militärische Umsetzung konzentrieren und die inhaltliche Legitimation und Gestaltung der Politik überlassen.

Ansichts der Kritik an internationalen Interventionen mag eine solche formulierte Zurückhaltung zunächst begrüßenswert scheinen. Anzuerkennen, dass man selbst nur in begrenztem Ausmaß Experte ist, dass das eigene Wissen nur so weit

19 Zugleich ist es, wenn nicht problematisch, dann zumindest kurzsichtig, sein eigenes Arbeitsfeld so gar nicht zum großen Ganzen in Bezug zu setzen (und das große Ganze ist politisch).

20 Die andere, aber nichtsdestotrotz wichtige Seite der Medaille, heißt sein Band doch „Einsatz ohne Ziel? Die Politikbedürftigkeit des Militärischen“ (Naumann 2008). Naumann führt aus, die Generalität der Bundeswehr verharre „noch immer in einem akklamatorischen Verhältnis zur Politik, das sie daran hindert, militärpolitischen Sachverstand dort einzubringen und zu behaupten, wo die Voraussetzungen oder Konsequenzen politischer Entscheidungen problematisch sind.“ (Ebd.: 66) Er fährt fort: „Die misstrauische Defensivhaltung gegenüber dem Politischen begünstigt und rechtfertigt [...] ein Verharren in den militärhandwerklichen, technokratischen oder militärbürokratischen Gleisen herkömmlicher Berufs- und Führungsauffassungen, die gegenüber den Unberechenbarkeiten des politischen Raumes geradezu als Stabilitätsanker erscheinen“ (ebd.).

21 Siehe auch Biehl/Keller 2009: 129.

reicht (und nicht weiter), so könnte man meinen, sei ein erster Schritt Richtung Gleichberechtigung zwischen Intervenierenden und Intervenierten (wobei die Frage offen bleibt, ob letzteren zugleich mehr Expertise zugesprochen wird oder ob ihnen wiederum ‚zu viel Nähe‘ und ‚involviert sein‘ = zu wenig Distanz als notwendige Bedingung für gültige Erkenntnis bescheinigt wird). Die Zurückhaltung vor den ganz großen Fragen geschieht meinen Beobachtungen zufolge weniger aus (kritisch informierter) Bescheidenheit, sondern deutet eher auf Überforderung (bzw. deren Bearbeitung) hin. Selbst wenn man in seinem „kleinen Mikrokosmos“ etwas ausrichten könne, bleibe immer noch der Rest des riesigen Konflikts davon unberührt, so Werner Petzold. Und so wird auch der kleinste Erfolg zur Fata Morgana erklärt. Wie bei Sisyphos ist kein Ende in Sicht, die eigentliche Arbeit nie wirklich geschafft.

Bei mir persönlich wiederum bleibt der Eindruck haften, dass eine derartige Zurückhaltung in gewisser Weise aber auch eine Weigerung bedeutet: die Weigerung, das in der Interventionssituation gewonnene praktische Wissen in analytische Schlussfolgerungen und politische Konzepte zu übersetzen und damit letztlich Verantwortung auch über die eigene konkrete, zeitlich begrenzte Tätigkeit vor Ort hinaus zu übernehmen. So kann Petzold angesichts der Aufforderung, Ideen zur Abzugsstrategie der ausländischen Truppen in Afghanistan zu entwickeln, nur ergeben seufzen („wenn der Befehlshaber da kommt, dann will der wissen, wie’s – (1) Abzugsstrategie, Ab-Abzugsstrategie, ja, entwickeln Sie mal eine Idee, wie’s hier zu Ende – (seufzt) ja.“) Es mag richtig sein, dass derartige politische Strategien nicht zu seinen Aufgaben gehören und seine Kompetenzen für eine verantwortungsvolle Formulierung solcher nicht ausreichen. Und trotzdem klingt für mich da der vertraute soldatische Diskurs von der Politik als oft wenig kenntnisreichem Auftraggeber und vom Militär als rein ausführendem und trotzdem (in der Öffentlichkeit) oft zum maßgeblich verantwortlichen Sündenbock abgestempeltem Auftragnehmer an. Woher sollen Politiker denn die guten Ideen nehmen?

Man kann also der Frage nach dem großen Ganzen entgehen, indem man eine Art Tunnelblick entwickelt – indem man seine eigene kleine Ecke des Bildes mit den bewährten Farben und Pinseln ausmalt anstatt zurückzutreten und ‚the big picture‘ sehen zu wollen. Das „Klein-Klein“ kann ja auch sehr befriedigend sein. Anstatt also auf die komplexe Situation, auf die großen Fragen Antworten geben zu wollen, bleibt man im Hier und Jetzt, löst kleine technische Probleme und lässt die prinzipiellen Dinge unberührt. Wer diese Strategie fährt, dem mag es dann schon vermessen, weltfremd, ja geradezu irrational erscheinen, die ganz großen Ziele anzugehen: „drei Generationen Grundschulbildung, das ist utopisch“, so Martin Gosset. Ja, sogar mehr als das: Wer solche Ziele in den Mund nimmt, handelt eigentlich unverantwortlich, denn er macht Hoffnung und gibt Versprechen, die er nicht halten kann: „Alphabetisierung für alle, und morgen habt ihr ein schönes Leben“, fasst Andreas Fechtner seine Wahrnehmung der Vorhaben bzw. Versprechungen man-

cher (Entwicklungs-)NGOs zusammen. In seinem sehr pragmatisch ausgerichteten Selbstverständnis ist das nahezu verlogen, mindestens aber unangemessen unbescheiden. Getreu dem Motto: Schuster, bleib bei deinen Leisten.²² Wer seriös und professionell arbeitet, ist pragmatisch und spricht nicht von großen Zielen. Alles andere ist lebensfremdes „Gutmenschentum“, so Fechtner, und damit unverantwortlich – gegenüber den Menschen vor Ort, aber auch gegenüber sich selbst.

Für jemanden, der nur für einen klar begrenzten, kurzen Zeitraum von mehreren Wochen bis hin zu mehreren Monaten vor Ort ist, ist diese starke Abwehr großer Ziele auch eine Art Selbstschutz. So lässt sich auch Georg Wälders oben bereits zitierte Antwort auf meine Frage verstehen, was er mit seiner Arbeit als CIMICer in Afghanistan erreichen wollte. Er lacht auf:

„Jetzt haben Sie mich auf dem falschen Fuß erwischt. Ich wollte gar nichts erreichen. Ich bin dort als Vertreter der Bundesrepublik Deutschland. (1) Die hat uns einen Auftrag gegeben. (1) Und was wir mit diesem Auftrag erreichen sollten, müssten Sie meinen Minister fragen. (1)“ (Interview Georg Wälder)

Er klammert die eigene Person explizit aus und zieht sich auf die Rolle als auftragnehmender Soldat zurück. Etwas später fügt Wälder hinzu: „letztlich merkt man schon, nach fünf, sechs Jahren ist auf der politischen Ebene die Geduld zu Ende“ – und das obwohl man eigentlich 50 Jahre betrachten müsste, um etwas bewirken zu können. Da bekommt das Auftragnehmerdasein einen bitteren Beigeschmack. Entsprechend kommt auch Werner Petzold zu dem Schluss: Der „Drang, etwas bewegen zu müssen, etwas Sichtbares zu hinterlassen“ – das sei „ein ganz großer Fehler, völlig daneben“. Gerade wenn man von politischen Entscheidungen und Budgets abhängt, und das tun Intervenierende je nach Arbeitsfeld zu großen oder sehr großen Teilen, kann man sonst bitter enttäuscht werden. Allerdings wird aus den Gesprächen mit den Soldat_innen deutlich: Nur Auftragserfüllende zu sein, ist auf Dauer unbefriedigend und – meine wertende Ergänzung – in der unpolitischen Haltung, die dahintersteht, auch fragwürdig.

Geht es also anders? Als ich Brigitte Pohl, seit ungefähr 15 Jahren in der Entwicklungszusammenarbeit in zwei westafrikanischen Ländern tätig, von der Skepsis anderer Gesprächspartner gegenüber einem Ziel wie „drei Generationen Grundschulbildung“ und der großen Arbeitszufriedenheit in der technischen Hilfe erzähle, lacht sie und entgegnet (konfliktfreudig):

22 Und, das klingt da für mich auch heraus: Solch große Leisten kann ein Schuster gar nicht haben.

„BP: Das ist super, aber wenn er nach zwei Jahren wiederkommt, funktioniert seine Pumpe (JB lacht auf) vielleicht nicht mehr, weil (JB: hm-m) äh die Dorfbewohner nicht entsprechend ausgebildet wurden oder es niemanden gibt, der die Pumpe reparieren kann. Also auch die Arbeit des THWlers sollte (lacht leicht) längerfristig begleitet werden. (JB: hm-m) Ähm, klar, unser Ansatz ist natürlich mittel- bis langfristig, das ist klar, äh wir funktionieren äh – also wir sind hauptsächlich BMZ-finanziert und bekommen vom BMZ auch Dreijahresförderungen. [...] Und ähm es ist auch so, dass wir in der Regel nicht nur drei Jahre in einem Land bleiben, das lohnt sich natürlich gar nicht. (JB: hm-m) Äh, wir sind oft sehr lange äh in Ländern [...] Und dann gibt es schon Partner, mit denen auch sechs oder auch mal neun oder auch mal zwölf Jahre zusammengearbeitet wird, je nachdem.“

Offenbar sind nicht alle Intervenierenden auf einen Aufenthalt von ein paar Monaten beschränkt. Wie an Pohls Ausführungen deutlich wird, denkt man in der klassischen Entwicklungszusammenarbeit in mehreren Jahren, wenn nicht Jahrzehnten. Wer das Ziel hat, gesellschaftliche Entwicklungen zu beeinflussen und zu ändern, braucht also mindestens Geduld. Wenn aber Intervenierende in der Entwicklungszusammenarbeit in Einheiten von drei Jahren oder mehr denken, wie schaffen sie es, den Überblick zu behalten? Wie schaffen sie es, die Undurchsichtigkeit zu überwinden, wie Koddenbrock (2012: 221) sie nennt²³, bzw. einen konstruktiven Umgang mit ihr zu finden? Denn das ist gerade für die Intervenierenden zentral, die ihren Willen in den Vordergrund stellen, vor Ort etwas nachhaltig zum Guten zu verändern. Brigitte Pohls Erzählung gibt Hinweise auf das, was wichtig ist. Um vom ‚großen Ganzen‘ nicht frustriert zu werden, braucht es Strukturen, die sowohl Eigenverantwortung (und Visionen) zulassen, als auch Möglichkeiten der Distanzierung (zum Beispiel durch Rückzug auf organisatorische Perspektiven) bieten. Lange Projekte aber, die einer komplexen Situation Rechnung tragen und das Einordnen der eigenen Tätigkeit in eine politische ‚Vision‘ eher zulassen, müssen nicht nur finanziert werden (was entsprechende politische/ministerielle Entscheidungen voraussetzt). Sie erfordern aufgrund der langen Dauer auch ein hohes Maß an Überblick und Organisation, um den Überblick zu behalten. Darauf gehe ich im nächsten Abschnitt näher ein.

Man plant, bricht Dinge runter

Statt der weitgehenden Reduzierung von Komplexität oder dem Rückzug ins Kleinklein (vom Duden passenderweise beschrieben als „kleinliches Sichverlieren in unwesentlichen Alltagsdingen“, hier eher: der Beschränkung und Konzentration auf einen sehr spezifischen Arbeitsbereich) besteht eine weitere Strategie darin, Kom-

23 Im englischen Original heißt es *opacity*, zu Deutsch auch übersetzt mit „Trübung des Auges“.

plexität Stück für Stück (analytisch) auseinander zu nehmen und handhabbar zu machen. Zu planen ist nach A. F. Robertson ein sehr menschliches Vorgehen: „People plan. To do so is little more than the exercise of human rationality. It is a means by which we try to exert control over our daily lives [...] Insofar as we are dealing with a future that is always uncertain, planning is a hazardous activity.“ (Robertson 1984: 1)

Gute Planung heißt, nicht einfach loszulaufen, sondern zu analysieren, Ziele und Prioritäten zu setzen und nach und nach umzusetzen. Das gilt erstmal für den eigenen Arbeitsbereich, wie Kurt Zehlen schildert. Demnach beginnt ein Projekt immer mit Evaluation, auf der die Planung aufbaut: „Welche Ressourcen sind vorhanden? In der Hauptstadt, in der Region, im Land? Was gibt es zu kaufen, wie ist der technische Stand auf dem Markt? Dann baut man sich eine Basis auf, ein Büro, schaut, wo man Geld deponieren kann, wo man eine regionale Struktur aufbauen kann mit dortigen Facharbeitern.“ (Kurt Zehlen) Ähnlich erzählt auch ein NGO-Vertreter auf der Konferenz in Heidelberg davon, dass es zwar nicht einfach sei, die Bevölkerungsgruppe der Rohingya in Myanmar mit HIV-Medikamenten zu versorgen, schließlich müssen diese erst importiert werden und dann ohne Unterbrechung der Kühlkette in die entlegensten Gebiete gebracht werden, aber unmöglich sei es nicht: „ein Riesenaufwand, aber alles machbar“ (Feldnotizen Heidelberg 2012).

Was im Kleinen gilt, gilt erst recht fürs große Ganze. Mit beständigen kleinen Schritten sind auch große Ziele erreichbar. So entfährt Peter Leibhart auf meine Frage, wie man Frieden schafft, zwar auch erst ein wortreicher Seufzer, aber dann entfaltet er Minute um Minute eine detaillierte Antwort, die exemplarisch zeigt: Die Antworten mögen wiederum komplex sein, aber sie sind möglich. Unter anderem am Beispiel von Cash-for-Work-Programmen für Exkombattanten erklärt er Schritt für Schritt, warum die Schaffung von verlässlichen Arbeitsmöglichkeiten mit niedrigen Bildungsvoraussetzungen eine der zentralen Grundlagen ist, um Frieden überhaupt möglich werden zu lassen.

„Eine herausgehobene Zielgruppe sind Exkombattanten (JB: Hm-m). [...] die nehmen wir und bieten ihnen einen Arbeitsplatz, damit diese Leute auch wieder lernen, dass ich mein Brot auch durch schweißtreibende Tätigkeit (JB: Hm-m) verdienen kann anstatt mit der Kalaschnikow in der Hand und sage gib mir deine Ziege. Hm (JB: Hm-m)? Das machen wir. Wir haben auch Berufs-, äh, -bildungsprogramme. [...] damit die Leute eben nicht damit, äh, nicht gezwungen sind, wie ein Lebensmüder in die Rebellengruppen zurückzugehen, sondern ihren Lebensunterhalt, äh, durch normale Arbeiten sichern zu können. Dazu ist es wichtig zu wissen, dass die Rebellen im Gegensatz, egal welche Rebellen, dass sie im Gegensatz zu den staatlichen Strukturen einen Sold versprechen und auch zahlen. Und auch pünktlich zahlen. Das heißt, das ist ein attraktiver Arbeitgeber, hm? [...] Ja, da muss man sehen, dass man da Alternativen schafft (JB: Hm-m), äh um, ja, die Attraktivität der Rebellengruppen zu brechen (JB: Hm-m, hm-m, ja).“ (Interview Peter Leibhart)

Diese analytische und sehr zielorientiert-praktische Herangehensweise ist eine, die auch Andreas Fechtner in seiner strukturierten Art naheliegen müsste: Man muss ob der schieren Unendlichkeit von Aufgaben, der scheinbaren Unerreichbarkeit von Frieden und einem guten Leben nicht resignieren, sondern kann Dinge handhabbar und praktikabel machen. Man schafft sich einen vielleicht immer noch komplexen, aber zumindest thematisch abgegrenzten, überblickbaren Zuständigkeitsbereich und blendet alles andere aus, widmet sich nur einem ausgewählten kleinen Ausschnitt des großen Ganzen anstatt gesamtgesellschaftliche Prozesse zu betrachten. Nach dem Motto: „Kenne deinen Feind“ (die Situation), eigne dir Wissen in einer Ecke/einer Sache an und dann los. Denn: Die Dinge sind erklärbar. Und wenn man sie als erklärbar betrachtet und versucht, ihre jeweilige Logik nachzuvollziehen, werden sie handhabbar.

Ähnlich ist für Anja Mehlau, Mitarbeiterin in der Erwachsenenbildung, völlig klar, dass „drei Generationen Grundschulbildung“ nicht mit dem Bau von Schulgebäuden zu erreichen sind. „Alphabetisierung für alle“ bedarf strategisch-konzeptionellen Denkens und guter Planung, wie sie erläutert:

„Das Ziel der Arbeit vor Ort ist, dort das Erwachsenenbildungssystem zu unterstützen und weiterzuentwickeln. Das heißt, klar, erstmal Programme anbieten für die Teilnehmenden [...] dann haben wir Organisationsentwicklung, die die Partnerorganisation stützt, die auch – wir machen Trainings für das Ministerium [...] und dann kommen auf der Makroebene die politischen Strategien dazu, das heißt, wir arbeiten über unsere Partnerorganisation mit an der Entwicklung des nationalen Curriculums für die Alphabetisierung, an den unterschiedlichen Bildungsstrategien [...] diese drei Ebenen zusammen soll dann das System der Erwachsenenbildung stützen.“ (Interview Anja Mehlau)

Auf drei Ebenen setzt Anjas Organisation an, um das große gesellschaftliche Ziel der Erwachsenenbildung zu erreichen. Neben der naheliegenden direkten Arbeit mit der Zielgruppe der lernenden Bevölkerung gehören dazu im Sinne einer nachhaltigen und langfristigen Entwicklungszusammenarbeit auch die Unterstützung und Stärkung der Partnerorganisation sowie das Einwirken auf politische Prozesse.²⁴

24 Högger warnt gewissermaßen vor der verführerischen Ordnung und Zurechenbarkeit von Plänen, die der Komplexität und den Dynamiken sozialer Wirklichkeiten nicht gerecht würden. Entwicklung sei ein „meist ungeordneter Prozess [...] worin Planung eine geringere Rolle spielt als Unübersichtlichkeit und die oft überwältigende Macht des Unplanbaren“ (Högerger 1992: 170). Er meint, man müsse das weit verbreitete Bedürfnis nach besseren Planungsmethoden ernstnehmen, „die es möglich machen, über zufällige Einzelaspekte einer Problemlage hinauszublicken, ohne sich dabei im Unbegrenzten zu verlieren“ (ebd.: 174). Wer sich aber einrede, „der farbig-lebendigen Unordentlichkeit des Entwick-

Der Unterschied zum vorherigen Ansatz – Rückzug auf eine bestimmte Aufgabe, Ausblenden des Gesamtzusammenhangs zur Vermeidung der Verantwortungs- und Zuständigkeitsübernahme und der damit vergrößerten Chance, Dinge zu Ende zu bringen und damit Frust zu vermeiden – liegt darin, dass die hier beschriebene Strategie die komplexe Interventionssituation als eine mit vielen kleineren, handhabbaren Teilbereichen begreift, die man einzeln bearbeiten und konzeptionell zusammenführen kann, so dass auf lange Sicht Großes machbar wird. Und das stiftet nochmal ganz anders Zufriedenheit und Sinn als das Abarbeiten kleiner konkreter Arbeitsaufträge.

Was aber, wenn es schwerfällt, abstrakte Ziele herunterzubrechen? Soldat Georg Wälder zumindest ist zutiefst unzufrieden mit den großen Schlagworten wie Terrorismusbekämpfung, mit denen der Militäreinsatz in Afghanistan begründet wird. Seine Ungehaltenheit zeigt an, dass er das Aufdröseln und Handhabbarmachen weniger als seine eigene Aufgabe sieht, sondern vielmehr von der (politischen) Führung erwartet:

„Wir bekämpfen den Terrorismus, toll! (JB: hm-m) Das ist ein Auftrag, mit dem ein Soldat nichts anfangen kann. Wir bekämpfen den Terrorismus. Jo, können wir auch in Deutschland machen. Da haben wir Terroristen auch, (JB: hm-m) NSU lässt grüßen, ja? (JB: Hm-m, hm-m, hm-m) Ja, ich muss doch einen Status quo definieren, wo das – der erreicht werden muss, wenn wir raus – Und der muss ja nicht allein für’s Militär definiert werden, (JB: hm-m, hm-m) sondern auch für’s Auswärtige Amt, für BMZ. (2) (JB: hm-m, genau)“ (Interview Georg Wälder)

Der Soldat braucht ein konkretes Ziel, das auch erreicht werden kann. Grundsätzlich unterscheidet er sich da erstmal wenig von anderen Intervenierenden. Zumindest Georg Wälder aber erwartet offenbar, dass nicht nur das große abstrakte, sondern auch diese kleineren konkreten Ziele ausformuliert werden.

Es wäre voreilig, ihm, dem Soldaten, deshalb Denkfaulheit und Hierarchiedenken vorzuwerfen (man vertraut so gern auf die bekannten Deutungsmuster). Viel-

lungsprozesses mit noch schärferer Logik und noch umfassenderen Planungsmethoden allein beikommen zu können, gibt sich einer Illusion hin und verschüttet damit die Quellen der eigenen Kreativität“ (ebd.: 183). Und Robertson greift bereits Mitte der 1980er den oben skizzierten Kritikern vor, die davor warnen, dass die Konzentration auf Planung unter anderem eine Entpolitisierung und Technisierung von Entwicklung mit sich bringe: „Inevitably this has brought the rise of the professional planner, and a tendency to reduce what are inescapably political problems of development to technicalities, to routines, and to ‚neutral policy tools‘ which can conveniently be detached from the social and economic ambitions of particular regimes.“ (Robertson 1984: 9)

mehr zeigt es meiner Ansicht nach, wie schwierig es auszuhalten ist, das eigene Wirken nicht überprüfen zu können. Außerdem kommen hier auch die unterschiedlichen Zeithorizonte von Intervenierenden zum Tragen. Die Auslandseinsätze der Bundeswehr wiederum haben ein jeweiliges Mandat von zwölf Monaten, die sogenannten Stehzeiten der einzelnen Kontingente betragen in der Regel vier Monate, auch wenn einzelne Funktionen eine Stehzeit von zwölf Monaten haben. Bei einer solchen kurzen Aufenthaltsdauer helfen konkrete, nicht abstrakte Ziele (weil letztere ohnehin nur längerfristig zu erreichen sind), die zudem im Umfang so gestaltet werden sollten, dass zumindest Zwischenziele erreichbar scheinen, damit Sinnhaftigkeit und Erfolg gefühlt werden können. Entsprechend (Henne? Ei?) will Militär „schnell andere Machtverhältnisse schaffen“, wie Werner Petzold formuliert, anstatt langfristig soziale Änderungen in den Blick zu nehmen.²⁵ Die Soldaten sind darauf eingestellt, Dinge anzupacken und umzusetzen statt abzuwarten, auch wenn das manchmal nicht gefragt sei, wie Christopher Schiefer sagt: „auch mal eine passive Rolle einnehmen [...], das ist für Militär manchmal ein bisschen schwierig“.

Der Entwicklungszusammenarbeit fällt es auch deshalb leichter, mit großen Zielen umzugehen, weil sie in Einheiten von mehreren Jahren arbeitet. Förderzusagen vom BMZ werden über drei Jahre gegeben, so Brigitte Pohl, und während konkrete Zwischenziele jahresweise festgelegt werden, ist der Wunsch eigentlich, die Arbeit auf ein Mehrfaches der drei Jahre anzulegen, um strukturelle Veränderungen erreichen zu können. Abstrakter gesprochen, hängt die Möglichkeit, die eigene Tätigkeit in eine große, abstrakt formulierte Vision/Zielsetzung einzuordnen demnach direkt mit der Aufenthaltsdauer und der Komplexität einzelner Projekte zusammen (die sich wie oben erwähnt sinnvollerweise an der Aufenthaltsdauer orientieren müsste).

Tatsächlich hat Planung in der Entwicklungshilfe eine lange Tradition. Schon in den 1960er Jahren habe man an Planung geglaubt und in den 1970ern sei ein richtiger „planning spirit“ (Escobar 1995: 116) ausgebrochen, zu dem beispielsweise auch gehörte, nicht nur die direkten Ursachen, sondern auch die systemischen Hintergründe und die Vieldimensionalität von Mangelernährung mitzudenken, so Escobar (ebd.: 85). Seither hat Planung als Arbeitsinstrument nicht an Attraktivität verloren. Hannah Hacker zählt Planbarkeit und Strukturierung „zu den dominanten, ja unhintergehbaren Axiomen“ (Hacker 2012a: 81-82) der Entwicklungszusammenarbeit.²⁶ Auch Stefan und Ulrike Gelsen beobachten bei ihren Kolleginnen und

25 Auch darin zeigt sich, dass Militär weniger langfristig denkt, ist doch gerade bei schnell geschaffenen Machtverhältnissen fraglich, wie lange diese ohne den entsprechenden gesellschaftlichen Rückhalt stabil bleiben.

26 Jahrzehntelang wurden vor allem Pläne für die nationale Ebene gemacht. In den 1980er Jahren „the call is for less grandiose schemes, for small-scale and short-term projects which are more immediately responsive to ‚basic needs““ (Robertson 1984: 2). Aber ge-

Kollegen in der Entwicklungszusammenarbeit, dass Planung einen großen Stellenwert hat und kaum Raum für Unvorhergesehenes existiere, wie es der Alltag in Afghanistan mit sich bringt:

„U: Ja und viele Ausländer regen sich dann da auf, weil sie eben länger planen. Sich innerlich darauf einstellen müssen, ich fahre übermorgen und ich will mich so – Ja.“

JB: Also interessant ist wenn, also für mich ist das vielleicht kein Widerspruch, aber eine schöne Kombi zwischen „die bleiben kürzer“ –

U: Ja.

JB: Zwei, drei Jahre. Und wollen dann aber längerfristig planen. Also ne? Einerseits haben sie sich den kurzen Zeitraum gesucht, andererseits haben sie –

U: Ja, ja, das ist geplant.

S: Sie kommen halt schon und wissen, was sie die nächsten zwei Jahre tun werden. Und deswegen gehen sie auch wieder, weil sie es nämlich nicht geschafft haben. Weil sie merken, es klappt nicht.“ (Interview Stefan und Ulrike Gelsen)

Es könne immer mal vorkommen, dass das Auto kaputt sei, die Straße verschüttet, der Partner nicht vor Ort, man selbst krank, eine Demonstration angekündigt. Insofern bietet gute Planung keine Erfolgsgarantie – es kann kurzfristig immer etwas dazwischenkommen und die (Tages-)Planung über den Haufen werfen. Auch Christopher Schiefer erzählt, man müsse flexibel sein, sich auf kurzfristige Änderungen einstellen. Man plane Abläufe, Projekte, und dann änderten sich Dinge über Nacht – alles hängt von Dingen ab, „die sind fern der eigenen Planbarkeit“.

Diese Flexibilität und Frustrationstoleranz ist nicht nur bei täglichen Problemen gefordert, sondern auch in Bezug auf die eigenen Vorstellungen von der Arbeit und der Haltung gegenüber Mitarbeitenden und Kolleg_innen. Es gilt nicht zu verzweifeln an den fehlenden Rechenkünsten des Mitarbeiters oder dessen Vergesslichkeit und der entsprechend mangelhaften Buchhaltung, die doch wieder Kontrolle und Korrektur und damit Zeit erfordert, sondern sich über dessen gute Verhandlungsfähigkeit zu freuen und daraus zu schließen: „Ich habe halt das Falsche von ihm verlangt“, wie Stefan im Interview formuliert.

Wichtig: Stefan und Ulrike argumentieren nicht, dass Planung überflüssig sei. Planmäßig vorzugehen in dem Sinne, dass man sich Ziele setzt, sein Vorgehen darauf ausrichtet und beides von Zeit zu Zeit überprüft, ist sinnvoll. Noch wichtiger sei es aber, aufmerksam zu sein, zu beobachten, zu reflektieren, die eigenen An-

plant wird immer noch und eifriger, strenger als zuvor. Zahlreiche Publikationen zeugen von der zentralen Stellung von Planung als Instrument der Entwicklungspolitik und praktischen Entwicklungszusammenarbeit (Robertson 1984, Ferguson 1990, Kohnert/Preuß/Sauer 1992, Escobar 1995, Hacker 2012b, Krause 2014).

nahmen und Strategien zu hinterfragen und sich Zeit zu lassen, wenn man wirklich etwas verändern wolle.

Sichtbares/Messbares schaffen wollen

Die Schwierigkeit, gerade in einer komplexen Situation das eigene Wirken im Blick zu behalten²⁷, lässt einige Intervenierende zu der Strategie greifen, besonders gern Sichtbares und/oder Messbares schaffen zu wollen. Soldat Martin Goset beschreibt, dass ein wesentlicher Teil seiner Fahrten außerhalb des Lagers aus „Besichtigungen“ bestanden habe. Den Fortschritt der kleinen Hilfsprojekte, die er mit Mitteln des Auswärtigen Amtes betreut, schaut er sich an: Wie weit ist der Bau der Schule vorangegangen, wie viele Decken konnte er verteilen? Sein Kamerad Werner Petzold meint, gerade diese Konzentration auf sichtbare Ergebnisse sei ein Wesensmerkmal und zugleich eine echte Schwäche des Militärs:

„Und das ist auch einer der Kardinalfehler, ja? (JB: hm-m, hm-m) Dass die Militärs immer was Sichtbares, Visibles hinterlassen haben, um – (1) gerade die CIMIC-Truppen, um einen erfolgreichen Einsatz hinter sich gebracht zu haben, ja? Und das ist in Afghanistan, wenn man da mal die Zeitlinien so betrachtet, das ist völlig überzogen, ne?“ (Interview Werner Petzold)

Militär, so Petzold, denke in Begriffen von „mit Masse“ reingehen und zügig sichtbare Änderungen schaffen. Aber es werde auch dazu aufgefordert, seitens der militärischen und seitens der politischen Führung:

„Aber das Dumme ist, das Dumme ist, dass was haben wir erreicht bei uns leider auch in den Köpfen, auch in den politischen Köpfen nur in der Hardware gemessen wird. (JB zustimmend: hm-m, hm-m) Ja? (2) So. Und dann kommen natürlich – dann werden Kommandeure getrieben dazu, die Hardware in Zahlen nach Berlin zu transportieren, ja? (JB: hm-m, hm-m) (2) Und da sage ich, das- das greift definitiv zu kurz. [...] Wieviel Schulen sagt nichts über die Qualität der Schulausbildung aus, ja? (JB: nee, überhaupt nicht, ja) Über die Qualität der Lehrer und Schüler schon mal gar nicht, ja? (1) Was haben wir erreicht?“ (Interview Werner Petzold)

Über kurz oder lang kann die Konzentration auf sichtbare Ergebnisse auch zu Frust führen – etwa wenn erkannt wird, dass Gebäude vielleicht vorhanden sind, aber noch nichts darüber aussagen, was in diesen tatsächlich passiert. Gut haben es die, die selbst nicht um jeden Preis nach sichtbaren Ergebnissen streben oder von ande-

27 RichterIn Maria Ludwig denkt laut darüber nach, was sie erreichen wollte und konnte und kommt zu dem Schluss, dass eigentlich unklar bleibt, ob ihr Einsatz etwas genützt hat.

ren an diesen gemessen werden, auch wenn die Frage nach der eigenen Wirkung und der Wunsch nach harten Kriterien bleiben.

Gerade die einfachen, schnell und sichtbar wirksamen Lösungen seien verlockend und süchtig-machend, beschreibt Kenneth Cain in Bezug auf humanitäre Hilfe. Es gebe bei allen Misserfolgen immer wieder Momente, in denen man jemandes Bedürfnisse zu hundert Prozent erfüllen könne, in denen man förmlich zusehen könne, wie es jemandem besser gehe. Ohne jegliche medizinische Erfahrung habe er in Ruanda Triage-Entscheidungen treffen müssen und schnell gemerkt, dass er dehydrierte Kinder besonders schnell retten kann: „The kid goes from next-to-dead [...] and they pump this saline solution in and the kid literally just comes to life. The eyes open, the skin starts to change, and then they start looking around and they’re a hundred percent okay. [...] I would watch them come to life“, so Cain (zitiert nach Dawes 2007: 121). Auch Nothilfe ‚denkt in Zahlen‘ und freut sich über fühlbaren Erfolg. So zitiert Koddenbrock unter der Überschrift „impact“ aus dem Interview mit einem Nothelfer:

„There are always successes. I think that is another good thing about emergency work specifically. Ahm *Those of us who work specifically in the emergency field have the benefit of reaping very fast and easy results.* You know, you do additional NFI [non-food items like buckets and other items needed for daily life] for 2,000 families, you know that there is 2,000 families that you know are better equipped to live a life in dignity for the next month, month and a half.“ (Koddenbrock 2012: 220)

In einer Notsituation lässt sich das eigene Wirken angesichts der gewaltigen Dimensionen, den vielen bedürftigen Menschen kaum einschätzen. Da tut es gut und bestärkt, wenn Nothelfer ihre Erfolge in ganz konkreten, großen Zahlen fassen können, in Hundertern und Tausendern. Zugleich, so James Dawes, sei jeder Versuch, jede Absicht, den Erfolg humanitärer Hilfe zu messen, zum Scheitern verurteilt: „Attempts to measure the success or failure of humanitarian work are, by *the very nature of the work*, always an experience in loss. It doesn’t matter how many people are saved – every time it is a failure; every time there are the unsaved.“ (Dawes 2007: 18, Hervorh. i. O.) Selbst wenn man Hunderte rettet, wenn man Tausenden hilft, wird es immer solche geben, denen man nicht geholfen hat: „Man hat immer das Gefühl, also wenn ich jetzt nicht weitermache, dann geht’s irgendwem schlecht.“, so Thomas Eben.

Woran aber machen andere Intervenierende ihre Wirksamkeit fest, die nicht Patienten oder ausgeteilte Decken zählen können? Manchmal macht man es an Klei-

nigkeiten fest, wie Michael Kubos²⁸ von seiner Zeit beim BMZ in Afghanistan erzählt, während der es nicht viele Momente gab, in denen die Wirksamkeit des eigenen Tuns offensichtlich war. Da kann es nach zwei Jahren die öffentliche Rede eines Afghanen sein, die „Belohnung“ ist – in der sich Gedanken aus den gemeinsamen Gesprächen wiederfinden, bei der man das Gefühl hat, man hat etwas bewirkt. Manchmal reicht das nicht. Simon Roth, als außenpolitischer Berater in verschiedenen Ländern tätig gewesen, überlegt:

„In Palästina hatte ich noch diesen ganzen Projektkram, da kann man halt relativ gut sehen, das hat man gemacht und ich glaube, die besten Erfolge, die ich hatte, hingen mit Projekten zusammen. Die hatten dann zwar eine politische Wirkung auch, aber du hast zumindest erstmal so Geld, was du ausgeben kannst und dann kannst du irgendwas daranknüpfen. Und das hast du natürlich bei diesen ganzen Friedensverhandlungskram nicht so [...] und naja, ich kann meinem Chef was aufschreiben, wenn ich Glück habe, sagt er es dann auch, aber ja, die Amerikaner, das ist von so vielen Überlegungen getrieben, für die ist vielleicht noch nicht mal richtig wichtig, was mein Chef sagt, geschweige denn was ich sage, das spielt in so einer Liga, wo es auch sehr sehr viel schwieriger wird, überhaupt Weichen zu stellen“ (Interview Simon Roth)

Solange man Projekte hat, planen kann, Geld ausgibt (!), hat man leichter das Gefühl, etwas geschafft zu haben. Wer politische Prozesse begleitet, dem fällt dies deutlich schwerer bzw. er tut gut daran, nicht auf in Zahlen messbaren Erfolg zu setzen, vor allem weil die Liga, in der gespielt wird, von Mächten und Interessen beeinflusst wird, die weit jenseits der eigenen Reichweite liegen. Vielleicht dazwischen liegt Arbeit, die auf gesellschaftliche Transformationen zielt, wie die von Anja Mehlaus NGO. Erwachsenenbildung sei ihr Arbeitsfeld, aber nicht das letzte Ziel.

„Ziel über dem Ziel [ist] dann nochmal Armutsreduzierung und Stabilisierung [...] das ist aber natürlich, wenn wir unsere Wirkungsketten angucken, irgendwo gibt es einen Bruch, das ist sehr schwer nachzuweisen, ob das zur Stabilisierung beiträgt, Armutsreduzierung ist natürlich leichter nachzuweisen, weil man dann einfach gucken kann, was machen sie eigentlich, wenn sie durch die Programme durchgelaufen sind.“ (Interview Anja Mehlaus)

28 Michael Kubos ist insofern etwas Besonderes, als dass er sowohl als Bundeswehrsoldat als auch als Mitarbeiter des BMZ in Afghanistan tätig war. Wo es im Zitat selbst nicht deutlich wird, aber an der entsprechenden Stelle im Gespräch eine Rolle spielte, weise ich hier im Text auf das Arbeitsfeld hin, auf welches sich das konkrete Zitat bezieht.

Anja hat eine gute Vorstellung davon, wie sich die Arbeit ihrer NGO jenseits der direkt erreichten Bildung auf die Entwicklung der intervenierten Gesellschaft auswirken kann. Auswirkungen nachzuweisen ist deutlich schwieriger. Manches Ziel wie „Stabilisierung“ ist schwer zu operationalisieren, die Menge weiterer Einflussfaktoren noch gar nicht mitgedacht.

Der Wunsch und die Forderung nach harten, sichtbaren Kriterien bleiben auch deshalb, weil die Sichtbarkeit von Ergebnissen eine so zentrale Rolle in der öffentlichen Selbstdarstellung zu spielen scheint.²⁹ Für manche Akteure ist die Unsichtbarkeit des eigenen Wirkens tatsächlich problematisch. Ich muss an eine Bemerkung über mögliche öffentliche Kampagnen zur Bekanntmachung des Zivilen Friedensdienstes auf der Tagung in Bad Boll denken: dass das so schwierig sei, weil sich der Erfolg der Arbeit darin zeigt, dass bestimmte Dinge nicht passieren. Dass das alltägliche Leben ohne Unterbrechungen weiter seinen Gang nimmt/nehmen kann, dass Gewalt vermieden wird, dass es keine Verwüstung, keine Zerstörung, keine Toten oder Verwundeten gibt, dass keine Panzerfahrzeuge, keine Waffen eingesetzt werden ... letzterem wird unterstellt, mehr Eindruck zu machen. Ähnlich sprach auch der ehemalige Bundestagsabgeordnete Winfried Nachtwei davon, dass das Militärische eine besondere Sichtbarkeit habe: „Ein Soldat auf dem Dingo ist sichtbarer als der zivile Experte, der Prozesse berät – der Soldat sieht zumindest schlagfertig aus.“ Aus der Sichtbarkeit entspringe eine besondere Attraktivität, im positiven wie im negativen Sinne: Die Militär-Affinen und die Militär-Fremden springen besonders darauf an. Auf jeden Fall bedeute Sichtbarkeit Aufmerksamkeit bzw. im Falle ziviler Experten oder auch Polizisten: geringe Sichtbarkeit = geringe Lobby = geringes politisches Gewicht.

Der Zuschnitt auf sichtbare Ergebnisse auch für das Publikum zuhause wiederum kann zur Folge haben, dass nicht die Hilfsprojekte Priorität haben, die am ehesten nötig sind, sondern die sich zur Präsentation eignen. So gehen Berit Bliesemann de Guevara und Florian Kühn davon aus, dass internationale Hilfsorganisationen in Bosnien-Herzegowina und Afghanistan Projekte aussuchten, „die sich in den Geberländern gut darstellen lassen, also wesentlich auf das Publikum in westlichen Ländern zugeschnitten sind (und nachrangig den Bedürfnissen der Bevölkerungsdiensten)“ (Bliesemann de Guevara/Kühn 2010: 146). Der Fokus auf (vorzeigbare) Ergebnisse ist also zum einen nicht immer zielführend, weil so nicht immer die richtigen Ziele erreicht werden, z. B. wenn quantitative mit qualitativen Erfolgen gleichgesetzt werden. Zum anderen ist die Orientierung am mess- und sichtbaren

29 Spätestens hier wird die Frage augenscheinlich, für wen eigentlich was sichtbar wird. Häufig wenn Intervenierende von Sichtbarkeit sprechen, meinen sie entweder sichtbar für sie selbst oder für die deutsche Politik (als Geld-/Auftraggeber) oder für eine mediale (deutsche) Öffentlichkeit.

Erfolg der Intervenierenden nicht zwingend zum Besten der Intervenierten, da finanzielle, mediale, politische Motive die Auswahl der Projekte beeinflussen können. Statt aber einzig auf den Output der eigenen Tätigkeit zu fokussieren, kann auch die Interventionssituation in den Blick genommen werden. Wie, mit welchen Techniken/Herangehensweisen kann das (vermeintliche) Chaos aufgelöst oder zumindest gelichtet werden? Lassen sich Strategien identifizieren, mit denen sich die komplexe Ausgangslage so ordnen, kognitiv erfassen lässt, dass (erfolgreiches) zielgerichtet sinnhaftes Handeln möglich wird?

Komplexitätsreduktion durch Diskurse

Schließlich lässt sich mit Komplexität umgehen, indem man sie mithilfe einfacher und vereinfachender diskursiver Deutungsmuster reduziert und so die Situation auf gedanklicher und kommunikativer Ebene handhabbar macht. Mithilfe von Diskursen versuchen Intervenierende ein besseres Verständnis davon zu entwickeln, „what is going on. They try to develop comprehensible and workable representations of the complexity they are working in.“ (Leeuwen 2009: 12) Sie tun dies nicht individuell jede/r für sich, sondern immer in Bezug zu und im Zusammenspiel mit (ihren sozialen) anderen. Und da sie Teil einer Vielzahl sozialer Räume sind, sind sie auch Teil einer Vielzahl von Diskursen, die Wissen bereithalten und mit denen sie Wissen aushandeln und formen – seien es organisationsbezogene, berufsfeldbezogene, orts-/ raumbezogene ...

Unter derlei Diskurse fallen meines Erachtens auch klar unterscheidende (und wertende) Kulturkategorien, wie etwa, wenn Werner Petzold davon spricht, dass „der Afghane“ bestimmte Dinge (über einen bürokratisch organisierten Staat) noch lernen müsse. Schwierigkeiten in der Umsetzung von Intervenierenden-Plänen werden dann – kulturessentialistisch – mit der (abweichenden, diesen entgegenstehenden) lokalen Kultur und Geschichte, mit mangelnder Erfahrung mit modernem Staatswesen und einem niedrigeren Entwicklungsstand erklärt. Ähnlich stellt Koddenbrock für die humanitären Helfer und die *Peacekeeper* im Kongo fest, dass diese es sich in der Position bequem machen, dass der Kongo schlicht undurchsichtig, komplex und nicht zu verstehen sei (Koddenbrock 2012: 221-226). Das vielzitierte Deutungsmuster des „Ressourcenfluchs“ reduziert die Ursachen des anhaltenden gewaltsamen Konflikts im Ostkongo auf das (obendrein objektiv feststellbare) Vorhandensein natürlicher Rohstoffe und macht damit sämtliche strukturellen, sozialen, globalen Überlegungen und Argumente überflüssig (ebd.: 222). Der globale Kapitalismus oder die Kolonialvergangenheit tauchen in keinem der Interviews auf, die Kai Koddenbrock mit internationalen Intervenierenden im Kongo führt. Stattdessen beschränkt sich die Erklärungsperspektive auf den nationalen, manchmal regionalen Kontext. Tatsächlich ist der „Ressourcenfluch“ als diskursives Muster offenbar so selbstverständlich, dass er nicht näher erläutert werden muss. Und ein Fluch, so auch Koddenbrock (ebd.), hat ja auch etwas Magisches. Man kann ihn nicht erklä-

ren oder analysieren, sondern nur zuschauen, wie etwas wie von Zauberhand, fast ein Staunen auslösend, geschieht. Das ist insofern ein naheliegender Umgang mit Komplexität, weil er keine Anforderungen an die eigenen Lösungs- und Handlungskompetenzen stellt. Entsprechend entlasten derlei Diskurse zugleich, weil sie die Verantwortung und die Wirkmächtigkeit von Intervenierenden kleinhalten. Ein Stück weit ähnlich funktioniert es vielleicht, wenn Intervenierende von der überkomplexen und so ganz anderen Situation in Afghanistan (mal explizit, mal implizit im Vergleich zum Balkan) sprechen und sich so von dem Anspruch freisprechen, die Situation überblicken und verstehen zu müssen. Angesichts herausfordernder Unübersichtlichkeit ein Befreiungsschlag.

5.1.3 Zusammenfassung: Das Wirken Intervenierender in komplexen Situationen

Die Komplexität einer Konflikt- oder einer Transformationssituation wird da als unübersichtlich empfunden, wo es schwerfällt, den sozialen und politischen Kontext oder die eigene Arbeit mit ihren geplanten und ungeplanten Folgen zu überblicken, einzuschätzen und einzuordnen. Das große Ganze, das in der Regel den Legitimationsrahmen für den Aufenthalt und die Tätigkeit von Intervenierenden liefert, wird greifbarer und besser verständlich, wenn konkrete Materialitäten als sichtbare Manifestationen der eigentlich langfristig intendierten sozialen Prozesse interpretiert werden können. Zugleich scheint es zum „Interventionsspiel“ dazuzugehören, sowohl das eigene Tun als auch die (im politischen und fachöffentlichen Diskurs eingeforderten, ja nahezu beschworenen) sozialen und politischen Transformationsprozesse für alle *Stakeholder* (entsendende Politik, lokale Gemeinden) „sichtbar“ zu machen: Schul- und Verwaltungsgebäude einzuweißen, Straßen und Brücken zu bauen. Das scheint insbesondere für die Intervenierenden wichtig zu sein, die sich aufgrund ihrer Organisationszugehörigkeit/ihrer Aufgabe als politisch, jedenfalls aber als politiknah auffassen (Politik, die „sichtbare“ Ergebnisse fordert) bzw. die sich im medialen Diskurs positionieren bzw. positioniert werden. Hinzu kommt, dass bestimmten Intervenierenden eine besonders hohe Affinität zu „Sichtbarkeit“ und Materialitäten zugeschrieben wird. Insbesondere Soldaten seien darauf gepolt, schnell zu handeln und „mit Masse“ „Sichtbares“ zu schaffen. Aber auch für die Techniker unter den Hilfsorganisationen scheinen sich Professionalität, Ernsthaftigkeit und Erfolg im Materiellen und im Sichtbaren zu zeigen, trotz der gleichzeitig vernehmbaren Kritik an solchen Faktoren zur Beurteilung oder gar Messung der Auswirkungen (und ggf. Wirksamkeit) der eigenen Präsenz und Projektarbeit.

Einfach ist der Überblick in der Unübersichtlichkeit tatsächlich nicht. Selbst die, die ihn wagen, bezeugen das. Für wen aber langfristige Ziele nicht greifbar, nicht messbar werden, schließlich geht es um so Unberechenbares wie Köpfe, nicht Din-

ge, dem bleibt wie Werner Petzold angesichts der Aufforderung seitens der Führung und der Politik, konkrete Ideen zum weiteren Vorgehen zu entwickeln, nur zu seufzen: „Wenn der Befehlshaber da kommt, dann will der wissen, wie’s – (1) Ab- Abzugsstrategie, Ab-Abzugsstrategie, ja, entwickeln Sie mal eine Idee, wie’s hier zu Ende – (seufzt) ja.“ Wer keinen befriedigenden Umgang mit der Komplexität, der Unübersichtlichkeit und ihren Folgen für das Selbstverständnis, für die eigene Tätigkeit, findet, der kann versuchen, sie zu umgehen. Und es gibt viele Wege, dies zu tun: Zum Beispiel, indem man sich in seinem Selbstverständnis maßgeblich auf die konkrete Tätigkeit bezieht, indem man in dermaßen prekären Verhältnissen direkte (Not-)Hilfe leistet, so dass alles nur als Verbesserung erscheinen kann oder auch indem man sich in seiner Sinnfrage weniger auf die Aufgabe und das Einsatzumfeld und mehr auf den Auftraggeber, den Träger bezieht.

Dennoch hat diese empfundene Unübersichtlichkeit meiner Ansicht nach großes Potenzial, auch die eigene Tätigkeit – und je nachdem, wie sehr sich jemand mit dieser identifiziert, auch sich selbst – infrage zu stellen. Wenn man nicht überblicken kann, was man bewirkt, wenn der eigene Beitrag nur einer von vielen zu sein und sein Erfolg wiederum von unendlich vielen, verwobenen Faktoren abzuhängen scheint, ist der gedankliche Schritt in die eigene Bedeutungslosigkeit in derlei Interventionssituationen nicht mehr weit. Von daher liegt die These nahe: Wessen Tätigkeit sich (grundsätzlich) auf derlei Situationen beschränkt, der findet Wege und Perspektiven zu gestalten – wem andere Wirkungsbereiche und Tätigkeitsfelder offenstehen, spricht: wer nicht auf internationale Interventionen angewiesen ist, kann diese infrage stellen, ohne den Sinn der eigenen Berufstätigkeit sofort und gänzlich mit einzubüßen. Bzw. andersherum formuliert: Wer auf derlei Einsatzbereiche angewiesen ist bzw. für wen diese die ur-eigentliche Arbeit darstellen, der ist gezwungen, anders als mit einem Rückzug zu reagieren und Antworten auf die Komplexität zu formulieren.

Gelingt die Übersetzung und Umsetzung abstrakter Ziele, das Konzipieren konkreter Programme, wächst man innerlich über sich hinaus und hat das starke und stärkende Gefühl, „Heldentaten“ zu vollbringen, wie Peter Leibhart formuliert. Nicht etwa, weil man mit magischen Kräften etwas bewirkt hat, sondern weil man wagt, am großen Ganzen zu rütteln, etwas ändern zu wollen mit Einstellungen/Werten, Pragmatismus und viel Arbeit. Und insofern kommen Werner Petzold und Peter Leibhart wieder zusammen: Wer schnell etwas Sichtbares schaffen will, wer kurzfristig denkt, der hat kaum eine Chance, etwas Sinnvolles zu tun.

Egal ob die wahrgenommene Vielfalt und Unübersichtlichkeit der Interventionssituation als Chaos empfunden wird oder eher „beflügelt“, finden sich vielfältige Strategien, die die Komplexität des Interventionsalltags/-projekts handhabbar machen: Das Selbstbild als Durchführungsinstanz (inklusive Verantwortungsabgabe), das Verständnis der Situation als Notsituation und der eigenen Tätigkeit als akute Nothilfe, das ‚Managebar-Machen‘ der Probleme mithilfe der Umwidmung

zu technischen und bürokratischen Herausforderungen, die Bewältigung schier unlösbarer, großer Aufgaben durch deren Zerlegung in ‚Etappen‘, der Fokus auf Sichtbares wie auch der Bezug auf Diskurse, der es erlaubt, das Unfassbare in Worte zu fassen. Intervenierende entwickeln vielfältige Strategien, sich in der Interventionssituation zu verorten und sich ihres eigenen Wirkens zu versichern.

5.2 „MAN WILL JA AUCH UNBERECHENBAR BLEIBEN.“ SICHERHEIT UND UNSICHERHEIT IM INTERVENTIONSALLTAG

Eine zweite große Kategorie, die Wesentliches der Interventionssituation erfasst, ist die der Sicherheit bzw. Unsicherheit. Egal in welchem Arbeitsfeld Intervenierende tätig ist, Sicherheit ist ein Dauerthema in Kriegs- und Krisengebieten, für jede_n meiner Gesprächspartner_innen. Während man sonst vielleicht nur mit denen zu tun hat, die zum selben Thema arbeiten, sitzen bei *Security meetings* alle zusammen, erzählt Anna Goschen von einer Nothilfe-NGO. Nicht alle empfinden gleich, nicht alle fahren dieselben Strategien, aber alle haben das Thema Sicherheit auf der Agenda.

Im Folgenden beschreibe ich zunächst (5.2.1), worin die Unsicherheit besteht, wovon sich Intervenierende bedroht sehen und inwiefern diese Unsicherheit ‚wirklich‘ besteht. Anschließend (5.2.2) gehe ich darauf ein, wer wie weit gefährdet ist. Der größte Teil dieses Kapitels (5.2.3) fächert dann die verschiedenen Strategien auf, die Intervenierende anwenden, um Unsicherheit zu reduzieren und Sicherheit zu erreichen. Zuletzt (5.2.4) diskutiere ich, inwieweit diese Strategien funktionieren und was sie bewirken.

5.2.1 Dimensionen von Unsicherheit

Sicherheit meint in erster Linie, sicher zu sein vor Angriffen, vor Gewalt, gekidnappt oder getötet zu werden, ob gezielt oder zufällig. Sicher zu sein heißt körperlich unverehrt zu sein und nicht gewaltsam festgehalten zu werden. Selbst wenn in vielen Kriegs- und Krisengebieten einige ‚natürliche Gefahren‘ bestehen (SchlammLawinen, Hangrutsche, ‚geblacklistete‘ Flugzeuge), ist es vor allem die Bedrohung durch Überfälle, Entführungen, terroristische Anschläge, kriegerische Gewalt oder Mord, die Intervenierende vor Augen haben, vor denen sie Schutz suchen.

Ein nicht unwesentlicher Teil des Bedrohungsgefühls, der Unsicherheit scheint zudem nicht aus einer bestimmten Bedrohung, sondern vielmehr der omnipräsenten Möglichkeit zu bestehen, dass etwas passiert, das das eigene Leben bedroht. Peter Leibhart spricht von einer ‚volatilen Situation‘ – sie kann kippen, ist nicht gleich-

bleibend gut oder schlecht, nicht verlässlich. Jederzeit kann sich alles ändern, und zwar so, dass auch die eigene Stabilität, die eigene Position, der eigene Halt infrage gestellt wird. Was heute noch okay scheint, kann morgen schon zu gefährlich sein. Insofern bedeutet Unsicherheit oft einfach nicht zu wissen, was genau ist oder was kommt und was es für einen selbst bedeutet. Bedrohung ist demnach wenig konkret, latent und diffus, aber (genau deshalb) allgegenwärtig. Insofern ist Unsicherheit auch das Gefühl, von Faktoren abhängig zu sein, die nicht der persönlichen Kontrolle und Gestaltungsmacht unterliegen.

„Realität“ vs. Gefühl

Wie groß die Unsicherheit, die Gefahr tatsächlich ist, ist eine Frage, die immer wieder aufgeworfen und besprochen wird. Die Sicherheitslage ist insofern wichtig, als sie u. a. ein schlagendes Argument dafür ist, sich vor Ort zu engagieren bzw. ziviles deutsches/internationales Personal vor Ort einzusetzen – oder eben nicht. Wo es zu gefährlich ist, so der offizielle Diskurs, können zumindest zivile Intervenierende nicht arbeiten. Militär hingegen hat erst eine Einsatzberechtigung, wenn die Sicherheitslage als mangelhaft oder instabil gilt. Bedenkt man, dass es allerlei Interessen geben kann, Intervenierende in ein Gebiet zu schicken (wirtschaftliche, diplomatische, politische, strategische), wird die Beurteilung der Sicherheitslage zu einem interessanten Angelpunkt. Entsprechend sagen manche, dass die Einschätzung der Sicherheitslage eine politische Entscheidung sei – nicht maßgeblich nach analytischen Kriterien, sondern letztlich nach politischen Interessen beurteilt.³⁰

Die offiziellen Anforderungen, die Umsetzung derselben und die Gespräche vor Ort können dabei in einem absurden Gegensatz zum eigenen Gefühl und der eigenen Einschätzung stehen. Auf meine Frage, ob das Haus im Sudan bewacht war, antwortet Simon:

„Ja, das war ein längerer Prozess. Offiziell sollten all diese Häuser bewacht werden und das – es gab im Sudan auch hin und wieder diese Sicherheitswarnungen [...] ich hatte die ersten drei Monate so einen Sicherheitsberater vor Ort und mir war auch nicht immer ganz klar, ob diese ganzen Sicherheitsbedrohungen, von denen erzählt wurde, ob die real waren oder ob das so ein bisschen – ich glaube ja, je mehr Leute sich mit Sicherheit beschäftigen, desto gefährlicher wird es. [...] wenn du dich da einfach gar nicht mit beschäftigst, dann kriegst du das auch gar nicht mit. [...] Es gab einen Eritreer und seinen Sohn und dessen Freund, die quasi zu dem Haus gehörten und da schon ewig gearbeitet hatten [...] die wurden dann übernommen und in so Uniformen gesteckt, aber also Wachen ist so ein bisschen übertrieben. Die sa-

30 Erst in den 1990er Jahren sei die Wahrnehmung virulent geworden, dass die Sicherheitslage manche Aktivitäten nicht zulasse, so BMZ-Abteilungsleiterin Christine Toetzke bei einer Konferenz (Feldnotizen Heidelberg 2012). Vorher sei das kein Thema gewesen.

ßen da rum und haben das Tor geöffnet, ähm auf deren – ich weiß nicht, ob das eine abschreckende Wirkung hatte. Vielleicht eher so, dass niemand einbricht oder so was, aber die waren jetzt nicht bewaffnet und hätten glaube ich niemandem ernsthaft Kontra gegeben. Der eine Typ war schon über 50, der war sehr nett, der hat den Garten gewässert.“ (Interview Simon Roth)

Humor ist eine Art, mit unsicheren Situationen umzugehen. In diesem Fall deutete ich ihn als Anzeiger für ein starkes Gefühl von Absurdität, das Simon angesichts der Situation empfand. Formal, wahrscheinlich von Seiten seines Arbeitgebers, der Bundesrepublik Deutschland, war erforderlich, dass sein Wohnhaus bewacht wird. Dass die damit betrauten Personen seiner Einschätzung nach allenfalls gegenüber Einbrechern abschreckend wirkten und ansonsten eher nette Gesellschaft darstellten, schien der Anforderung, das Haus zu bewachen, nicht entgegenzustehen. Simons Gefühl von Absurdität zeigt sich auch am Beispiel seiner Bewertung der Maßnahmen, die die Botschaft für Notfälle ausgab. Ebenso wie die Wachleute vor dem Haus gehörten auch Funkgeräte zur offiziellen Ausstattung, die formal erforderlich ist, aber von vielen Leuten nicht ernstgenommen wird:

„Ich hatte meins dann immer mit, auch um so Vorbild zu sein, und war aber der einzige, der sich regelmäßig bei diesen Funkchecks gemeldet hat, der vorbildliche Deutsche, der einzige, der das macht [...] mein Gefahrenempfinden war sehr gering [...] es gab immer so diese Diskussionen, ob irgendwas passiert, ob die Rebellen nochmal auf die Hauptstadt marschieren [...] und dann gibt es immer mal wieder, ja, die Rebellen sind auf hundert Kilometer herangekommen, aber es ist nichts passiert. Es wird mal passieren, aber richtig gefährlich ist es eigentlich nicht.“ (Interview Simon Roth)

An Simons letzten Satz zeigt sich für mich die Krux der Sicherheitsfrage. Solange es nicht konkret wird, aber das wird es immer mal wieder, wie mehrere meiner Gesprächspartner erzählen, fühlen sich Unsicherheit und Gefahr sehr abstrakt, sehr weit weg an. Eine Frage ist, wer die Sicherheitslage eigentlich am besten beurteilen sollte – Leute vor Ort, Leute von weiter weg? Eigentlich sind sich meine Interviewees einig, dass die Sicherheitslage besser von denen beurteilt werde, die nicht vor Ort sind. Das ist doch interessant, wo für vieles andere gilt: Wer mit eigenen Ohren hört, mit eigenen Augen sieht, kann viel mehr wissen, ist qua Standort schon Experte – hat Definitionsmacht. Wer vor Ort ist, hat Zugang zu Einblicken, Beobachtungen, Informationen, die von weiter weg nicht verfügbar wären. Was die Einschätzung der Sicherheitsrisiken angeht, wird das gegenteilige Argument gemacht. Demnach verhält es sich eher wie mit dem Frosch im Kochtopf: Er gewöhnt sich an das warme Wasser und merkt gar nicht, dass es immer heißer und gefährlich heiß wird. „In der Routine lauert die Gefahr“, so Lutz – jemand, der vor Ort ist, gewöhnt sich an zu vieles. Der Mensch passt sich an und vergisst, wie gefährlich die Situa-

tion ist bzw. fühlt sich in seinen Sicherheitsroutinen geborgen/sicher. Und wer sich nicht aktiv an das Gegenteil erinnert, glaubt, Sicherheit tatsächlich herstellen zu können.

Zugleich sind Intervenierende immer wieder gefordert, selbst zu entscheiden, wie gefährlich eine Situation ist und welche Sicherheitsmaßnahmen notwendig sind. Georg Wälder erzählt von solchen Entscheidungssituationen während seiner CIMIC-Fahrten:

„An sich heißt es ja, wenn wir draußen sind, haben wir unsere Schutzweste an, ja dann sitzt man in so einem Gespräch, alle sitzen ohne Schutzweste, [...] und ich dann in Schutzweste, ja dann brauch ich ein Gespräch nicht führen, ne. [...] war mir dann nicht geheuer, ja Schutzweste aus oder an, ich hab sie an dem Tag ausgezogen, [...] in diesem Spannungsfeld leben wir natürlich immer.

JB: Warum? Was macht es für einen Unterschied?

GW: Sagen wir mal so, wir leben hier in einer gefährdeten Region. Sie sind einer von denen, der zum Dorf gehört und ich hab die Schutzweste an, am besten noch Helm auf und will mit Ihnen ein Gespräch führen. Würden Sie da eins mit mir führen? (JB lacht; pff) (3) Nicht wirklich. Das ist eine Frage des Vertrauens. Ich bin dort Gast. Und die garantieren mir, solange ich Gast bin, das ist typisch für islamische Regionen, solange ich Gast bin, garantieren die mir für hier meine Sicherheit. So. Und ich lass die Weste an, heißt für die, der glaubt mir nicht. (1) Ne, merken, das ist dieses Spannungsfeld. (JB: aha, aha) Ja und klar, kann immer was passieren, [...] gab ne Region, da sind wir einmal hingefahren, da habe ich die Weste nie ausgezogen. Weil da ist häufiger was passiert, das war auch war auch die Region, wo wir immer wieder Tote hatten, da habe ich ganz klar gesagt und hier bleibt sie an. Egal wie es wirkt, (1) ne? Aber das muss man immer vor Ort selbst [entscheiden].“ (Interview Georg Wälder)

Die üblichen militärischen Sicherheitsmittel – Waffen, Großaufgebot an bewaffneten Begleitfahrzeugen, ja selbst Schutzkleidung – sind nicht immer hilfreich, sondern stehen der Auftragserfüllung möglicherweise sogar im Weg, weil sie als Indikator für Misstrauen verstanden werden. Wälder muss abwägen, wie die konkrete Sicherheitslage einzuschätzen ist und ob er verantworten kann, auf Schutz zu verzichten, um Vertrauen zu signalisieren und die guten Beziehungen zu betonen. Sich dieser eigenen Entscheidung zu entziehen und einfach an die Vorschriften zu halten, könnte wiederum den Auftrag gefährden.

5.2.2 Die (Un-)Sicherheit von Intervenierenden im Vergleich

Natürliche Bedrohungen oder Gefahren (wie Erdbeben oder extremes Wetter) unterscheiden nicht, ob es sich um Intervenierende oder Intervenierende handelt. Alle,

die sich in einem bestimmten Gebiet aufhalten, sind zunächst gleichermaßen betroffen, auch wenn sich manche ggf. besser schützen können als andere. Bei Gefahren, die von Menschen ausgehen, wird das anders eingeschätzt – je nachdem welche Bedeutung Ausländern/Internationalen zugeschrieben wird. Für Afghanistan beispielsweise lassen sich die Risiko-Abstufungen aus den Erzählungen meiner Gesprächspartner wie folgt zusammenfassen. Zunächst mal gilt: Wer in irgendeiner Form als Ausländer erkennbar ist, an der Physionomie, der Kleidung, dem Auto, ist gefährdeter als Afghanen. Dann folgen Soldaten. Michael Kubos vergleicht sein eigenes Sicherheitsgefühl, je nach Arbeitsfeld:

„Ich habe mich in Afghanistan noch nie so sicher gefühlt wie als [internationaler] Zivilist [...] das ging mir als Soldat ganz anders. Da wusste man, man ist – man steht auf der Liste, ähm (1) und das war jetzt als Zivilist nicht, da war ich vielleicht auch auf der Liste, aber ganz ganz we- wenn die anderen hundert Millionen Ziele nicht mehr da sind, dann gehen wir jetzt mal an an an die Vertreter des BMZ und der GIZ ran. Deswegen ähm war das wirklich ähm entspannt.“ (Interview Michael Kubos)

Auch andere Gesprächspartner unterscheiden klar zwischen Soldat_innen und internationalen Zivilist_innen, was die Gefährdung angeht. Unter den Soldat_innen wiederum sind Sanitätskräfte gefährdeter als andere, so Tim Lange: Das wichtigste Ziel für (IED-)Angriffe³¹ seien die Sanitäter gewesen, damit der Rest der Soldaten nicht versorgt werden könne. Entsprechend habe man später die roten Kreuze vom Fahrzeug abgemacht, um weniger Zielscheibe zu sein. Ganz oben auf der Gefährdungsskala stehen wiederum deutsche/ internationale Politiker und Minister – wahrscheinlich wegen der hohen Symbolkraft, die ein (erfolgreicher) Angriff auf diese hätte.

Auf den ersten Blick werden Intervenierende also nach Herkunft und Berufsfeldern unterschieden. Ganz selbstverständlich ist es aber auch für Mitarbeitende in der Not- und Entwicklungshilfe nicht, in Sicherheit zu leben und nicht angegriffen zu werden. In der Literatur und auf Konferenzen wird deutlich, dass weite Teile der Community überzeugt sind, dass auch Not- und Entwicklungshelfer_innen bedroht sind. Seit den 1990er Jahren sei die Verbesserung der „field security for aid workers“ ein ständiges Thema, so Mark Duffield (2010: 458). Frank Dörner von Ärzte ohne Grenzen zählte für 2008 260 schwere Überfälle und 122 ermordete Mitarbeiter_innen von Not- und Entwicklungshilfeorganisationen, womit mehr Helfer als Soldaten von Friedenstruppen zu Tode gekommen seien (Dörner 2009: 4). Die

31 Sogenannte IEDs (*Improvised Explosive Device*) werden oft in der Nähe von Straßen versteckt oder im Boden vergraben und aus der Ferne per Funk ausgelöst, z. B. mit einem Handy.

einen argumentieren, dass dies vor allem an den externen Rahmenbedingungen liege – der Anstieg von globalisiertem Terrorismus, die zunehmend verwischte Grenze zwischen militärischen und zivilen Intervenierenden. Was früher als „humanitarian space“ respektiert worden sei – „the operating environment for humanitarian action“ oder auch „humanitarians’ room for manoeuvre to work without fear of attack and according to their principles of neutrality, impartiality, and humanity“ (Hilhorst/Serrano 2010: 183), würde heute nicht mehr als solcher beachtet, sondern sei im wörtlichen Sinne unter Beschuss.³²

Andere meinen, dass Sicherheit eine Frage von guter Arbeit und Programmqualität sei: „good quality programming is key to security – projects that address needs, based on communities’ needs, transparency about processes, honesty“, so eine Teilnehmerin am Humanitären Kongress 2012 in Berlin. So wird die Prämisse „Zugehörigkeit zum Berufsfeld Not- und Entwicklungshilfe“ um die Bedingungen „gute Arbeit“, „Transparenz“ und „Zielgruppenorientierung“ erweitert. Je mehr also die Leute vor Ort das Agieren der Organisationen verstehen und von der guten Arbeit derselben profitieren, desto sicherer sind die entsprechenden Mitarbeiter_innen.³³ Ähnlich argumentiert Anna Goschen, dass gute Arbeit für die eigene

32 Larissa Fast fasst diesen Diskursstrang zunächst zusammen, um ihn dann kritisch zu bewerten: „In analyzing threat and risk, it is tempting to rely on myopic explanations that emphasize the politicization of aid, the rise in global terror, or the increasingly blurred boundaries between civilian and military actors. Indeed, these often-cited and compelling explanations have become axioms, accepted at face value and virtually unquestioned as the primary causal mechanisms of violence against aid workers. These factors undoubtedly complicate access to vulnerable populations and compromise the safety and security of aid workers and agencies. An exclusionary analysis of this kind, however, promotes an image of humanitarians as exceptions, operating outside of the conflict dynamics that surround them, and as exceptional, part of a special category of civilians deserving attention and protection.“ (Fast 2014: 3) Stattdessen, so Fast (ebd.), sei es an der Zeit, ein analytisches Rahmenkonzept vorzulegen, das die diskursiven Muster herausfordert und versucht, auch die internen, Mikro-Level-Faktoren zu berücksichtigen und so die Komplexität von Hilfe zu erfassen.

33 Das ‚Verständnis‘ der lokalen Bevölkerung sollte dabei ebenso wenig für selbstverständlich gehalten werden wie ihre Akzeptanz des Projekts, ganz gleich welche Absichten Intervenierende haben und/oder kommunizieren. Soldat Tim Lange erzählt, von einer amerikanischen NGO, die in Afghanistan tätig war und sich der Frauenbildung widmete – das Büro der Organisation habe mitten in der Stadt gelegen, hinter den Mauern seien die Amerikanerinnen in kurzen Shorts und engen T-Shirts rumgelaufen, woraufhin das Gerücht aufkam, es handele sich um ein Bordell. Lange trumpft auf: „Und dann führen die

Sicherheit wichtiger sei als die strikte Distanz zu militärischen Akteuren wie der Bundeswehr³⁴:

„Und äh wenn es mich schützen würde – das Leben von mir, meinen Mitarbeitern schützen würde, dass ich nicht mit der Bundeswehr arbeite, würde ich es auch aufhören. Aber schützt mich ja nicht. Das ist äh – also wenn die mich schnappen wollen, werden die mich schnappen (JB lacht) und äh im Gegenteil, ich glaube, dass die, diese Projekte, wenn sie dann wirklich stabilisierende Projekte sind, die dann, äh und bedarfsgerechte Projekte und äh jetzt haben wir schon vier Millionen Patienten durch dieses Projekt versorgt, (1) dann mag uns die Bevölkerung, dann mag sie diese Kooperation und der Taliban, der gegen – dagegen schießt, der hat einfach auch ein Problem mit vier Millionen Personen, die von uns äh, eine medizinische Behandlung bekommen haben. Und deshalb äh hab ich auch nicht so ein Problem damit.“
(Interview Anna Goschen)

Vier Millionen Patient_innen sind vier Millionen Multiplikator_innen, vier Millionen Fürsprecher_innen, vier Millionen Beschützer_innen. Sicherheit wird hier auch als Beziehungs- und Interessenfrage gedacht – nicht nur je nachdem welche Beziehungen ich zu wem unterhalte, sondern auch wessen Interessen ich diene, bin ich mehr oder weniger gefährdet. Ähnlich argumentiert auch Christina Meier, die für mehrere Monate als Mitarbeiterin in der Entwicklungszusammenarbeit in Südostasien gelebt hat. Sie argumentiert, dass dort zwar ein gewaltsamer Konflikt präsent war, es aber keine Übergriffe auf Internationale gegeben habe – beide Konfliktparteien hätten die Gegend als Tourismusstandort mit seinen Devisen bewahren wollen. Gefahren für Internationale hätten viel zu viele Touristen abgeschreckt.

Sowohl der Beziehungsaspekt als auch die Frage der Interessen von (mächtigen) Menschen vor Ort finden sich in der Kategorisierung der Arbeit von Intervenierenden als „politisch“ bzw. „unpolitisch“ wieder. Viele Intervenierende halten es für entscheidend, wie politisch ihre jeweilige Präsenz und Arbeit von anderen einge-

morgens mit den Jeeps auf die Dörfer, sammelten die Frauen ein, die blieben da sechs Stunden. Da wurde der Laden irgendwann angegriffen.“

- 34 Angriffe auf humanitäre Helfer der zunehmenden Militarisierung von Hilfe zuzuschreiben und zu schließen, dass eine klare Distanz zu militärischen Akteuren notwendig sei, ist mit Laura Hammonds – meines Erachtens freundlichen – Worten a „well-trodden path of inquiry“ (Hammond 2008: 172). Dabei können sich Mitarbeiter_innen der humanitären Hilfe laut Larissa Fast viele Gründe für Angriffe vorstellen: „Although they readily cite the politicization of aid, changes in the post-Cold War or 9/11 era, the availability of small arms and light weapons, criminality, or polarized dynamics between Western and Muslim countries, internal vulnerabilities such as individual behaviors and organizational politics and decisions figure prominently in the discussion as well.“ (Fast 2014: 31)

schätzt wird. Je politischer, desto gefährdeter. Je unpolitischer, desto sicherer. Politisch kann heißen, einer Konfliktpartei zugeordnet zu werden bzw. in irgendeiner Form als parteisch zu gelten. Dies ist bei internationalen Soldat_innen und Politiker_innen der Fall. Politisch kann aber auch heißen, für bestimmte Werte zu stehen, die vor Ort umstritten sind, beispielsweise für Menschenrechte im Allgemeinen und Frauenrechte im Besonderen einzutreten, wie Anja Mehrlau erklärt. Insofern seien sie mit Alphabetisierung und Erwachsenenbildung für alle Zielgruppen eigentlich auf der sicheren Seite. Ähnlich schätzen Stefan und Ulrike die Arbeit ihrer NGO ein: der Strom, für den sie sorgten, sei lange bei jedem heiß begehrt und willkommen gewesen. Irgendwann schien ihr „Ausländersein“ jedoch in der Wahrnehmung der Mächtigen zu überwiegen, sie konnten sich ihres vormaligen Vorteils nicht mehr sicher sein. Und obendrein stand mit ihrer eigenen Sicherheit auch die anderer auf der Kippe, wie Ulrike erzählt:

„Man bringt auch das Dorf dann in Gefahr. Auch sie können einen nicht mehr verstecken, wenn Taliban in der Nähe wären oder so. Und ich bin dann da und ich genau. Das, was früher noch positiv war, für das Dorf, wir sind hingekommen, die haben uns gesehen und haben auch ein Vertrauen, oder eine Menschlichkeit erlebt, das wäre halt dann eher für sie selber auch zur Gefahr geworden, wenn das beobachtet wird. Ja.“ (Interview Stefan und Ulrike Gelsen)

Die Beziehung, die Anna Goschen noch als Fürsprache und Sicherheitsgarantie anführt, ist eben keine einseitige. Sie wird von anderen beobachtet und bewertet und kann ins Gegenteil umschlagen: in Unsicherheit. Unsicherheit auch und vor allem für die, die ohnehin am unteren Ende der Hackordnung in einem Gewaltkonflikt, in einer volatilen Gewaltsituation stehen – die Intervenierten, die Bevölkerung vor Ort.³⁵ Zusammengefasst: Wenn es um Sicherheit bzw. Gefährdung geht, macht es einen Unterschied, wer man ist bzw. als wer man wahrgenommen wird. Zivile Intervenierende sind generell weniger gefährdet als militärische Akteure, wobei Minister bzw. ranghohe öffentliche Personen eine Ausnahme bilden. Unter den Soldaten wiederum sind auch nicht alle gleichermaßen bedroht – die, die zentrale

35 Welche Verantwortung geht mit Nähe einher? Wie gehen Intervenierende damit um, durch ihre Nähe auch andere Leute zu gefährden. Bei meinem Besuch am Centre Marc Bloch in Berlin, wo ich im Dezember 2014 erste empirische Konzepte dieser Arbeit vorstelle, erzählt Teresa Koloma Beck das Beispiel der DAAD-Lektorin in Afghanistan, deren Seminare an der Uni den Teilnehmenden immer kurzfristig per SMS bekanntgegeben werden, um möglichst wenig Aufmerksamkeit auf die deutsche Dozentin und ihre Aktivitäten zu ziehen. Ein Angriff auf diese ist denkbar und könnte damit zugleich alle Studierenden gefährden.

Aufgaben haben wie Sanität oder Schutz, sind nochmal mehr im Visier möglicher Angreifer_innen.

5.2.3 Strategien zur Maximierung von Sicherheit bzw. Reduzierung von Unsicherheit

Sicherheitsmaßnahmen sind komplex und vielfältig. Intervenierende bedienen sich einer Vielzahl an Strategien, um Sicherheit herzustellen³⁶, je nach Berufsfeld und leitenden Maximen mehr der einen oder der anderen Sorte. Manche Strategien werden vorgeschrieben, andere obliegen der eigenen Einschätzung und Entscheidung. Mit der Zeit verinnerlicht man, was zu Hause ungewöhnlich wäre, hier aber zum Alltag dazu gehört, wie Ulrike ihre Vorsichtsmaßnahmen schildert:

„Man ist mit mehreren Personen unterwegs, nie allein; nicht immer denselben Weg zur selben Zeit, man ist mit hohem Bewusstsein und hoher Aufmerksamkeit unterwegs, man geht nicht dahin, wo was los ist, sondern geht in die entgegengesetzte Richtung, man fährt nicht selbst Auto, man hat immer einen Afghanen dabei, jemanden aus dem Dorf: der hat Autorität, der bürgt für einen, der merkt andere Dinge, wenn was nicht normal ist, der kann für dich kulturell vermitteln.“ (Interview Stefan und Ulrike Gelsen)

Ulrikes präzise Aufzählung ist typisch für die Erzählungen vieler Intervenierender darüber, wie sie für Sicherheit sorgen.³⁷ In einer Gruppe ist man generell geschützter als allein. Man versucht, in seinen Abläufen, Bewegungen, Handlungen unberechenbar zu bleiben, um gezielte, geplante Angriffe zu erschweren. Man ist wachsam und schärft seine Aufmerksamkeit, um Gefahren frühzeitig wahrnehmen zu können. Man vermeidet Menschenansammlungen und Unruhe, weil sie immer in Gewalt umschlagen könnten. Man hat jemanden dabei, der vor Ort zu Hause ist, der für einen bürgt, der mehr wahrnimmt, der in Bedrohungssituationen eher als vertrauter und vertrauenswürdiger Gesprächspartner eingeschätzt wird, als man selbst. Im Folgenden will ich diese und andere Sicherheitsstrategien erläutern und in Bezug zueinander setzen. Sechs Strategien habe ich dabei grob unterschieden:

36 Teresa Koloma Beck schreibt entsprechend von der „sozialen Produktion sicherer Orte“ (Koloma Beck 2017) durch formale Verfahrens- und Organisationspraktiken sowie implizite Interpretations- und Selektionsleistungen.

37 Siehe Kurtenbach/Wulf 2012: 46-48 für eine vergleichbare Aufzählung, wie Entwicklungshelfer_innen für Sicherheit sorgen.

- Auf vielfältige Art und Weise wird versucht, Wohn- und Arbeitsräume unter Kontrolle zu halten und die Mobilität von Intervenierenden je nach Sicherheitslage zu beschränken.
- In dem Wissen, dass es vor allem ihr Ausländersein, ihr Intervenieren ist, das als Anlass zum Angriff genommen wird, versuchen Intervenierende, ihre eigene Sichtbarkeit zu reduzieren.
- Drittens setzen sie zwar auf Planung und Vorbereitung, versuchen aber zugleich sich der Kontrolle anderer zu entziehen, z. B. indem sie Berechenbarkeit vermeiden und Abläufe und Muster im eigenen Alltag immer wieder aufbrechen und ändern.
- Des Weiteren versuchen Intervenierende, ihre Umgebung zu verstehen und möglichst viel über sie zu wissen. Informationen über Ereignisse, Hintergründe, Zusammenhänge werden als wesentlich dafür angesehen, zu bewerten und zu entscheiden, wo man hinfährt, wessen Nähe man vermeidet, wie man sich zeigt.
- Auf der sozialen Ebene werden vielfältige Beziehungen gesucht und geknüpft, um Unsicherheit zu reduzieren. Das beginnt mit einem Bewusstsein und einer Anerkennung/Betonung des eigenen Gaststatus, mit bewusstem Respekt und Rücksichtnahme, bis hin zu Kontakten und Beziehungen zu konkreten Personen, aber auch Distanz zu gefährdeten oder gefährdenden Akteuren.
- *Last but not least* schützen sich manche Intervenierende mit Waffen bzw. indem sie sich als Gewaltakteure inszenieren.

Kontrollierte Räume und möglichst wenig Bewegung

Zunächst einmal gilt, dass man Sicherheit darüber gewährleistet bzw. erhöht, dass man kontrollierte Räume schafft, in denen sich Intervenierende aufhalten und zu denen nicht alle Zugang haben. Das kann bedeuten, dass der Wohnort auf ein bestimmtes Gebiet eingegrenzt wird oder dass bestimmte Sicherheitsvorkehrungen getroffen werden müssen. Lutz erklärt zu seiner Wohnung während der Polizeimission in Bosnien-Herzegowina:

„Also es ist Vorschrift, du kannst nicht einfach irgendwo wohnen, sondern diese Wohnungen, wo du wohnst, sind von der äh UN- oder EU-Security abgenommen. Da muss also bestimmte – da muss eine doppelte Tür sein, eine Stahltür sein, die Fenster müssen vergittert sein, am besten in der ersten Etage, ideal wäre es, wenn der Vermieter noch mit im Haus wohnt, (1) so was.“ (Interview Lutz Säger)

Auch wenn man sich jenseits der Wohnung oder des Büros aufhält, gilt das Primat der Kontrolle. Teresa Koloma Beck spricht in diesem Zusammenhang von der „Aufrechterhaltung abgeschlossener Räume, zu denen sich Zugang regulieren lässt“ (Koloma Beck (2017)). So erzählt mir Polizist Jochen Pahlmann, man habe 2004 in Kabul noch in bestimmten Lokalitäten essen gehen können, wenn diese die Sicher-

heitsstandards erfüllen: „Die Überwachung muss stimmen, da muss Sicherheitspersonal sein, dass die Zufahrt geregelt ist, wie groß das Objekt ist und ähm wie wie gefährdet es liegt, ob es vorher mal Anschläge gegeben hat, solche Dinge.“³⁸

Entsprechend der Devise, dass kontrollierte Räume sichere Räume sind, besteht eine zentrale Sicherheitsstrategie darin, die Mobilität von Intervenierenden auf das Nötigste zu reduzieren. Wer sich nicht bewegt, geht weniger Risiko ein, denn die wenigen Aufenthaltsräume lassen sich dann besser unter Kontrolle behalten. Oder wie Smirl formuliert: „If the most dangerous place is on the roads, away from the known spaces of the neighbourhood, the safety of the office, then the most important safety technique becomes the enclave.“ (Smirl 2015: 67-68) Seine Bewegungsräume zu beschränken kann bei einer ruhigen Lage bedeuten, dass Arbeitsplatz und Unterbringung an zwei verschiedenen Orten sind und man sich auch sonst frei bewegen kann, man es aber vielleicht vermeidet, nach Einbruch der Dunkelheit allein zu Fuß unterwegs zu sein, sagt Christina Meier. Was sie aus eigener Entscheidung vermeidet, ist andernorts durch die örtlichen Machthaber oder andere Berater empfohlen.

Thomas Eben meint, eine Ausgangssperre oder „curfew, wo man abends zu Hause sein muss“ sei typisch für Einsätze in Krisen- und Kriegsgebieten. Und auch Michael Kubos erinnert sich, dass das *Risk Management Office* in Kabul Ausländern empfahl, „man sollte sich halt nach einer gewissen Uhrzeit möglichst nicht mehr (1) ähhhh auf der Straße bewegen oder sollte zu Hause sein.“ Manchmal bezieht sich diese Mobilitätsbeschränkung auch nicht auf eine Uhrzeit, sondern auf bestimmte Orte oder Gebiete – wenn etwa EULEX-Mitarbeitende die Anweisung bekommen, aus Sicherheitsgründen bestimmte Bereiche „zu meiden, weil das ein Minengebiet ist“ (Interview Lutz Säger).³⁹ Ähnlich berichtet Peter Leibhart, dass die UN-Blauhelme im Kongo „sehr massive Auflagen“ gehabt hätten, wenn es darum ging,

38 Traut und seine Mitautor_innen nennen dies die klassischen Sicherheitstechniken, die der Logik des Ein- und Ausschlusses folgen. „Mit ihrer Hilfe wird der Zugang von Menschen zu Orten reguliert, kontrolliert und überwacht. Dabei wird geprüft, *was der Mensch besitzt* (einen Pass, eine Zugangsberechtigung, aber auch Sprengstoffe, Waffen, etc.), *was ein Mensch weiß* (Passwort, Codes) oder *wer ein Mensch ist* (biometrische Kontrolle zur Identifikation oder Authentifizierung)“ (Traut/Nagenborg/Rampp/Ammicht Quinn 2010: 16). Auch wenn zunehmend unsichtbare Maßnahmen entwickelt werden (Scanner, Detektoren), sei es weiterhin üblich, physische Barrieren zu errichten, um Orte und Personen voneinander abzutrennen (ebd.).

39 Siehe auch der Bericht von Gerald Stöter zum *German Police Project Office* in Afghanistan: „Because of the security situation, there are movement restrictions. For instance, members of the GPPO are generally not allowed to go to the southern and eastern provinces.“ (Stöter 2008: 205-206)

in *Hotspots* (Orte gewaltsamer Auseinandersetzungen) reinzufahren.⁴⁰ Die nächstgrößere Einschränkung ist wahrscheinlich, aus Sicherheitsgründen zwischen Arbeit und Haus zu pendeln bzw. unnötige Fahrten, spontane Zwischenstopps oder ungeplante Aufenthalte zu vermeiden. Anja Mehlau hatte deshalb das Gefühl, „sehr sehr eingeschränkt“ zu sein:

„Die erste Reise habe ich beschrieben, das ist, wie wenn man in einem Glaswürfel durch die Gegend fährt. Weil wir sind kaum irgendwo ausgestiegen. Und die Kolleginnen meinten, sie wollen gern mal irgendwo einkaufen, irgendwo in einen Laden. Und das wurde erstmal diskutiert, ob das geht, dass wir in einen Laden reinmarschieren. Ja. Hotel, Auto, Büro, Auto, Restaurants, Auto – auch in den Restaurants, das ändert sich wahrscheinlich, wenn man da wohnt, aber erstmal der Partner steigt aus, guckt ob das Restaurant in Ordnung ist, wir kommen, dann gehen wir rein. [...] für mich hat sich das sehr abgeschirmt angefühlt. Obwohl wir bei den Partnern zuhause waren [...] es gibt einfach nicht die Bewegungsfreiheit oder den Spielraum“ (Interview Anja Mehlau)

Im Vergleich zu vielen meiner Gesprächspartner konnte sich Anja viel vor Ort bewegen – möglicherweise nicht frei und wie es ihr gefiel, aber doch sehr viel mehr als andere. Trotzdem hatte sie das Gefühl, abgeschnitten von ihrer Außenwelt zu sein, „in einem Glaswürfel“. Die Entscheidung, wann und wo angehalten werden konnte, wurde von den afghanischen Partnern diskutiert und getroffen. Anja und ihre Kolleginnen konnten lediglich Wünsche anbringen.⁴¹ Sich bewegen zu dürfen, wie man will, ist schön und motiviert – auch deshalb, weil man so viel mehr von seiner Umgebung mitbekommt, wie Jochen Pahlmann erzählt:

„[2004 war] eine Zeit, wo man sich noch sehr frei bewegen konnte. Ich bin in [Polizei-]Uniform noch zu Fuß durch das Viertel gegangen, um die Botschaft aufzusuchen. Ich bin in zivil, ohne jegliche Schutzausrüstung, also als ganz normaler Zivilist, an meinem freien Tag,

40 Aus seiner Perspektive werden die Vorschriften zum Zeichen der Anerkennung und Wertschätzung: Wenn seine Mitarbeiter in umkämpfte Gebiete hineinfahren, während die Blauhelme sich sofort zurückzögen oder gar nicht erst hinführen, dann sei „deren Leben sozusagen anscheinend wertvoller als unseres, hm?“

41 Unter dem Stichwort, wo fährt man hin, welche Risiken geht man mit welcher Fahrt ein, erzählt Michael Kubos von einem Vorfall in Kabul, wo drei Soldaten auf einem Markt angegriffen wurden. Es hieß, sie waren da, um Kühlschränke zu kaufen. Seine Ansicht: „Ohne Auftrag draußen? Geht nicht. Zu großes Risiko. Mit drei Leuten Kühlschrankpreise einholen? Völliger Quatsch.“ Für ihn ist klar, dass die drei einen Auftrag hatten, der offenbar nicht öffentlich genannt werden durfte und deshalb die Kühlschrankgeschichte erfunden wurde.

am Freitag in die Stadt gegangen, nach Kabul. Wenn ich auf dem Weg zur Akademie war und ich habe einen Straßenhändler gesehen, hab ich angehalten, bin aus meinem gepanzerten Fahrzeug ausgestiegen und habe beispielsweise Gemüse eingekauft. Oder ich konnte auf den Basar gehen.“ (Interview Jochen Pahlmann)

Es waren dieses freie Erkunden, die spontanen Kontakte, die kleinen Erledigungen, die ihm ein Gefühl für das Land und die Leute gaben und ihn motivierten, mehrere Jahre später ein zweites Mal zu kommen. Auch Stefan und Ulrike berichten, dass die Bewegungsfreiheit zu Beginn der 2000er Jahre wesentlich zu ihrer Motivation beitrug:

„Man konnte eigentlich überall sich in den Bus setzen und irgendwo hinfahren. Das haben wir auch gemacht. [...] das wurde mit der Zeit immer schlechter. Und jetzt kann man eigentlich zwischen den Städten kann man eigentlich nur noch fliegen. Und auch in Faizābād, was immer eine sehr sichere Gegend war, kann man nicht mehr überall hinfahren. Und das hat uns irgendwie auch die Motivation genommen.“ (Interview Stefan und Ulrike Gelsen)

Noch vor Ort hätten sie gar nicht so sehr wahrgenommen, wie beengt und beschränkt sie waren, wie sehr die angespannte Sicherheitslage, das Risiko, entführt oder ermordet zu werden sie unter Druck setzte: „Also wir merken das jetzt, wo wir zurück sind, wie viel freier oder wie viel entspannter wir uns bewegen.“ Insofern heißt Sicherheit Bewegungsfreiheit.⁴² Zu der Vorgabe, sich weniger draußen zu bewegen bzw. die Fahrten auf das Nötigste zu beschränken, kann hinzukommen, dass jede tatsächlich getätigte Fahrt eines formalen Genehmigungsprozesses bedarf. Bei seinem zweiten Afghanistanaufenthalt, so Jochen Pahlmann, hätte man nicht mehr einfach sagen können, „ich nehme einen Wagen und fahre aus“. Stattdessen galt:

„Jede Bewegung wurde angemeldet in einem *Security center* [...] und das wurde das genehmigt oder nicht genehmigt, dann bekam man einen *Tag*, eine Nummer, mit der konnte man sich am Tor ausweisen [...] wenn man wieder reingekommen ist, hat man sich wieder angemeldet, also sehr formal. [...]

JB: Was ist die Logik hinter dieser Formalisierung? Inwiefern trägt das zur Sicherheit bei?

42 Auch Paul Higate und Marsha Henry fragen auch nach dem Zusammenhang von Sicherheit und Raum im Sinne von Bewegungsfreiheit. Ihre Befragten in Liberia und dem Kosovo erzählen, dass Sicherheit „freedom of movement“ bedeute: sich bewegen zu können, ohne Gewalt zu befürchten (Higate/Henry 2009). Das wird erleichtert durch gute Infrastruktur wie Straßen (man kann sich schnell wegbewegen und in Sicherheit bringen) oder durch Kontrollen und Präsenz von Blauhelmsoldaten.

JP: Sie müssen ja immer den Überblick haben: Wenn es irgendwie knallt, wo sind Ihre Leute? Wenn Sie zwanzig unterwegs haben, kriegen Sie das schneller auf die Reihe, als wenn Sie ein paar Hundert – wo sind die jetzt alle? So konnte man, wenn ein *Incident* war, ein Vorfall, konnte man im *Security office* gucken, wo sind die Wagenbesatzungen, wer befindet sich in einem gefährdeten Bereich, wer muss da sofort weg, wer darf sich nicht mehr bewegen, wer muss warten, bis die Luft rein ist?“ (Interview Jochen Pahlmann)

Pahlmann erläutert die Logik hinter der beschränkten und formalisierten Mobilität mit den Maßnahmen, die im Falle eines Vorfalls ergriffen werden müssen. Je weniger Leute „draußen“ sind, desto weniger sind potenziell in Gefahr. Je genauer man weiß, wer sich wann wo aufhält, desto eher kann man Empfehlungen abgeben, wer sich wie zu verhalten hat und wie die draußen wieder sicher nach Hause kommen. Entsprechend beschränken sich die Fahrten draußen auf klar abgegrenzte und vorausgeplante Arbeitsaufträge. Mit dem neugierigen Entdecken seines ersten Aufenthalts hat das nichts mehr zu tun.⁴³ Zugleich stellten sich andere Intervenierende die Frage, inwieweit man sich immer an offizielle Anweisungen oder Empfehlungen halten muss. UN-Mitarbeiterin Ute Krämer meint, sie sei einige Male über den Hinterausgang raus, als sie für die Polizeimission in Kabul arbeitete und auf demselben Grundstück wohnte: „Du musst dich rausschmuggeln, heimlich ein Taxi nehmen [...] man kann das schon, man muss halt gewisse Risiken in Kauf nehmen.“ Und auch Michael Kubos⁴⁴ meint, dass man abwägen müsse, woran man sich halte und woran nicht:

„Also klar durfte man auch in Kabul nicht wirklich sich frei bewegen, man musste immer von A nach B gefahren werden ähmm (1) aber trotzdem gibt es ja auch dort ein paar paar Zonen, wo man sich abends, ne? wo man da einfach mal die Straße rauf und runter mal äh schlendern kann ähm (1) ich sage mal, das ist halt ne Abwägung (1) inwieweit man sich an die Anweisungen des *Risk Management Office* hält oder nicht, ähm und wie weit man die ausdehnt, also ich habe sie nicht (1) bis in Gänze ausgereizt“ (Interview Michael Kubos)

Zu den von Ute erwähnten Risiken gehört es, im Ernstfall nicht versichert zu sein und dann Krankheits- und Transportkosten selbst tragen zu müssen oder aber im Falle des Todes die Lebensversicherung nicht ausgezahlt zu bekommen. Das kann

43 Ähnlich schildert es eine der Interviewpartnerinnen von Silke Roth, die im Menschenrechtsbereich tätig war: „I was very strictly controlled. Like for instance, I [would] go for a run each morning, I would have a military personnel running with me. I had to radio every single movement. When I got into the car, I had to radio when I was leaving, radio at the halfway point, and radio on arrival.“ (Roth 2011: 161)

44 In diesem Fall als Mitarbeiter in der Entwicklungszusammenarbeit.

man mal machen, aber es ist nicht immer zu verantworten. Eine nächste Stufe ist die Zusammenlegung von Büro- und Schlafräumen in einem Haus bzw. auf einem Grundstück: „Es ist halt praktisch. Sie müssen sich vorstellen, Sie sind in einem Land, wo Sie manchmal vielleicht auch nicht rauskönnen. Dann sind Sie ja froh, wenn Sie da arbeiten können, wo Sie auch wohnen.“ So beschreibt es Jochen Pahlmann für Afghanistan. Anna Goschen schildert, dass bei ganz bestimmten Anlässen, Vorfällen alle Internationalen, alle Intervenierenden an einen Ort gebracht werden: „Als Osama Bin Laden getötet wurde, war ja nicht nur ich im PRT, wir wussten noch nicht mal warum. Alle mussten rein, die komplette UN. Alles was in Kunduz zivil ist wurde *until further notice* ins PRT reingefahren, waren zu zwanzigst in einem Zelt.“ In diesem Fall wurde nicht mehr ins PRT⁴⁵ eingeladen oder Schutz angeboten. Sich im PRT einzufinden war Pflicht – ein militärisch gesicherter, klar abgegrenzter Ort ermöglichte es, in dieser Ausnahmesituation alle Anwesenden unter Kontrolle zu haben und Risiken zu minimieren.

Die eigene Sichtbarkeit reduzieren

Unter anderem ist Sicherheit eine Frage von Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit. In der Regel gilt: Unauffälligkeit erhöht die Sicherheit. So erzählt Martin: „Das Auswärtige Amt ist auch rausgefahren ins Land (JB: Hm-m), ohne Schutz, ja, die hatten ihre ihre zivilen Fahrzeuge, waren damit wesentlich unauffälliger.“ Wer untertauchen kann, wer nicht erkennbar ist, ist sicherer. Martin verkennt jedoch, dass auch die zivilen Fahrzeuge nicht gerade unauffällig waren. In den Augen von NGO-Mitarbeiterin Anja Mehlau jedenfalls waren die Autos von GIZ-Mitarbeitenden (und damit sicherlich auch die von Angehörigen des Diplomatischen Diensts) für Afghanen gut erkennbar und unterscheidbar. Auf meine Rückfrage, woran, antwortet sie:

45 PRT steht für *Provincial Reconstruction Team*; ein Begriff der NATO zur Integration ziviler und militärischer Interventionskräfte in Afghanistan, der je nach ausführender Nation unterschiedlich mit Leben gefüllt wird. Häufig wird die Abkürzung PRT synonym für den Ort, das Lager verwendet, in dem die Beteiligten untergebracht sind und arbeiten. Die deutschen PRTs in Kunduz und Faizabad fokussieren auf politische Arbeit, Sicherheitssektorreform und Entwicklungsprojekte, wobei die beteiligten Bundesministerien (Außen, Innen, Verteidigung, Entwicklung) autonom in ihren Entscheidungen sind. Aufgrund der relativ hohen Zahl von Soldat_innen und der militärischen Sicherung des gemeinsamen Lagers wurden deutsche PRTs häufig trotzdem als militärische Einsatzkräfte wahrgenommen, urteilen VENRO-Autor_innen in einem Papier (Christians/Radtke/Rüffer/Runge/Sahlmann/Hinz/Lieser 2009: 4).

„[Das ist] einfach ein anderes Fahrzeug. Die Scheiben sind dicker, ist einfach ein andere Glas (1) so. Dann ähm die GIZ fährt nur – wenn die außerhalb der Stadt fährt, nur mit drei Fahrzeugen beispielsweise. Und das löst natürlich eine ganz andere Aufmerksamkeit aus, die wir eigentlich vermeiden wollen, diese Aufmerksamkeit.“ (Interview Anja Mehlau)

Eine oft erwähnte Taktik ist das Tragen von einheimischer Kleidung bzw. überhaupt die Anpassung an lokale Gewohnheiten, was Aussehen betrifft. Oft habe es geheißt, „es wäre ratsam äh afghanische Kleidung anzuziehen“, so Michael Kubos. Aus den Erzählungen meiner Gesprächspartner wird nicht deutlich, ob man sich dadurch tatsächlich weniger Sichtbarkeit erhoffte, oder eher Respekt und Anerkennung kultureller Regeln signalisieren und so das Angriffsrisiko reduzieren wollte. Und viele passten sich tatsächlich ein Stück weit an.⁴⁶ Auch Stefan und Ulrike versuchten nach Möglichkeit, nicht als Ausländer aufzufallen, wenn sie unterwegs waren. Denn als solcher sei man „natürlich sichtbarer“. Das hätte man immer bedenken müssen: „Also wenn ich alleine im Auto sitze, dann kann ich mich, zumindest von weitem, kann ich aussehen wie ein Afghane. Wenn ich die komplette Familie, mit drei blonden Kindern drin ist, dann ist das völlig unmöglich.“ (Interview Stefan und Ulrike Gelsen) Und mit der Sichtbarkeit kommt die Angreifbarkeit.

Einzig das Militär scheint nach genau dem entgegengesetzten Prinzip zu agieren. Erstens sind Soldaten immer in Uniform, damit auch bewaffnet und außerhalb des Lagers zudem immer und fast ausnahmslos in schussicherer Kleidung unterwegs. Zweitens bewegen sie sich fast ausschließlich in Gruppen. Hier gilt die Logik: Mit je mehr Leuten man unterwegs ist, desto sicherer ist man als Soldat. Selbst wenn nur zwei CIMICer ein Gespräch führen wollten, waren mehr als ein Dutzend Soldaten unterwegs, wie Georg Wälder auf meine Frage hin erzählt:

„JB: Wenn Sie jetzt auf Patrouille gefahren sind in Kunduz beziehungsweise in Taloqan, sagen Sie mal mit wieviel Mann waren Sie dann unterwegs?

GW: [...] in Kunduz waren die Stärke immer Zugstärke, etwa so zwischen 20 und 30 Mann. Ja, da war und jaa gut die Hälfte waren Schutzkräfte, also Infanteristen, dann hatten wir meis-

46 Michael wiederum lehnte dies kategorisch ab: „Ich bin Internationaler, ich kleide mich international, die sehen sowieso, ob ich nun afghanische Kleidung an habe oder nicht, dass ich kein Afghane bin.“ Er ging her davon aus, dass diese „Verkleidung“ der Seriosität und der Arbeit der EZler abträglich war: „Ich glaube auch, da fühlen sie sich auf Dauer etwas veralbert, (JB: hm-m) weil da noch diese ganzen die ja nicht mehr Entwicklungshelfer heißen, aber immer noch so ja wenn die dann mit ihren komischen afghanischen Kleidern irgendwo auftauchen, ich glaube, (1) ähm ich glaube innerlich amüsieren sich die Afghanen da drüber.“

tens noch so einen Störtrupp dabei, dann war CIMIC war dabei, dann hat man natürlich immer ein BAT dabei, also einen Beweglichen Arzttrupp dabei, (1) ja gut, aber diese diese Unterstützungselemente sind abhängig von der Lage gewesen. Also da wo ich reingefahren bin in Kunduz, habe ich immer einen Störer mitgehabt. Ja durch die IV IED- Bedrohung halt, nicht? [...] wenn es dann eine zwei-Tages-Operation war, gibt – gab es noch [...] so ein *Tactical Air Controller*, der Luftwaffe führen konnte. Ja, da wo wir dann auch schon mal Luftwaffe anfordern, einfach *Show of force*, wo dann plötzlich mal zwei, zwei Jäger äh über uns hinwegflogen, nicht [...] in Taloqan war die Sicherheitslage etwas besser, wa- waren wir nicht ganz so stark, da ist in der Regel ein Halbzug rausgefahren mit dem CIMIC-Team, ähm (1) das sind dann so, jaa 15 Mann.“ (Interview Georg Wälder)

Wer zu fünfzehnt oder gar zu dreißigst und in gepanzerten Militärfahrzeugen, wenn nicht Panzern unterwegs ist, der ist nicht unauffällig, der ist sehr gut sichtbar. Entsprechend wird an Hilfsmitteln einiges aufgeföhren: Der Störtrupp stört mögliche Handysignale, die der Auslösung von IEDs dienen, der „Bewegliche Arzttrupp“ soll im Notfall die medizinische Versorgung sicherstellen, die Infanteristen sichern die Gruppe mit Waffen. Wenn die Lage noch gefährlicher eingeschätzt wurde, gab es auch mal Luftwaffenbegleitung, um Stärke zu demonstrieren und mögliche Angreifer abzuschrecken.

Planung und Vorbereitung einerseits, Unberechenbarkeit andererseits

Eine weitere Sicherheitsstrategie liegt darin, zu planen und minutiös vorzubereiten und zugleich für Außenstehende unberechenbar zu bleiben. Eine klar standardisierte, minutiöse Vorbereitung auf Fahrten außerhalb des Lagers schildert Soldat Martin:

„Wenn wir rausgefahren sind, ähm, ich glaube wir sind so um (2) halb sieben aufgestanden, (1) oder sechs sechs aufgestanden, Frühstück, dann bereitet man seine Ausrüstung vor, äh bereitet das Fahrzeug vor, muss ja immer alles dabei sein, Munition, Wasser, Verpflegung, (2) manchmal oder meistens haben wir auch Betten mitgenommen und Schlafsäcke, weil man wusste ja nicht, ob ob was passiert, ob wir übernachten müssen in irgendwo in der Wüste, (2) [...] dann trifft man sich auf dem Appellplatz mit dem mit dem Schutz zusammen, da ist am Vorabend auch immer eine eine Einweisung, in den geplanten Tagesablauf, also wer ist alles dabei, äh Funkfrequenzen werden abgeglichen, die Aufträge werden durchgegangen, der Ablauf, die Marschreihenfolge, also in welche Reihenfolge fahren die Fahrzeuge, (1) und so weiter.“ (Interview Martin Goset)

Der Fahrt nach draußen geht eine akribische, geplante Vorbereitung voraus, bei der alle Aufträge, Aufgaben und Beteiligten abgesprochen und Eventualitäten mitgedacht werden. Diese Pläne sollen der schnelleren und besseren Reaktion auf Gefah-

rensituationen dienen und insofern Sicherheit schaffen, weil nicht weiter über das Handeln nachgedacht werden muss, sondern mit vertrauten Handgriffen und Reaktionsweisen auf eine Situation reagiert werden kann.

Nicht nur Routine im Sinne schematisierter, koordinierter Abläufe, sondern auch Handlungsprinzipien wie Genauigkeit, Gründlichkeit, erhöhte Aufmerksamkeit und Planung sollen Sicherheit erhöhen. Man prüft vor der Ausfahrt jedes Detail des Fahrzeugs, mit dem man unterwegs sein wird, hält auf einer Patrouille „vor jedem Kanaldeckel“ und schaut nach IEDs, so Georg Wälder. Der starken Routine nach innen steht für einige Intervenierende die gewollte Unberechenbarkeit nach außen gegenüber. Wenn ich die Situation als solche und mir möglicherweise gefährliche Akteure schon nicht ganz kontrollieren kann, kann ich zumindest dafür sorgen, dass sie mich auch nicht kontrollieren bzw. klar einschätzen können.

Insofern besteht eine weitere wichtige Sicherheitsstrategie darin, in seinen Bewegungs- und Handlungsabläufen nicht berechenbar zu sein, um nicht erst beobachtet und dann gezielt angegriffen zu werden. Eine Strategie, der sich alle Intervenierenden bedienen. Wer nicht berechenbar sein möchte, wer nicht von anderen überrascht werden möchte, der bricht eigene Routinen auf – fährt eine andere Strecke, ändert seine Zeiten. Das gilt für die Notfallpläne einer Hilfsorganisation genauso („wir müssen Evakuierungspläne, äh, erstellen, äh, und auch regelmäßig ändern, falls mal was bekannt wird, damit man nicht weiß, über welche Straßennachse, welcher, mit welchem Mittel wir uns dann, äh, absetzen“) wie für die Fahrten der Bundeswehrosoldaten. Laut Anna Goschen weiß keiner ihrer Mitarbeiter_innen oder anderer Akteure vor Ort, wann das deutsche Team wo aufschlage oder welchen Weg es nähme – „aus Sicherheitsgründen [...] weiß ni- kein Mensch, ja?“ Auch Georg Wälder erzählt, dass der Tag teilweise manchmal auch schon früher beginne, wenn man auf Patrouille rausfähre: „das hängt von der Patrouilleplan- [...] man will ja auch unberechenbar bleiben“.

Nicht nur möglichst geheim zu halten, wo man wann ist oder lang fährt oder wann man losfährt, sondern auch wie und wie schnell man fährt, gehört zum strategischen Verhalten von Intervenierenden. Tim Lange ist sich sicher, warum er aus Afghanistan heil zurückgekehrt ist: „Nie angeschossen, nie angesprengt, nie irgendwas. Weil schnell.“ Er schildert recht detailliert einen IED-Anschlag, was passiert, wie er reagiert hat – er ist sich sicher: Er wurde nur deshalb nur am Heck erwischt und überlebte, weil er nicht wie alle anderen Fahrzeuge 30-40 km/h fuhr, sondern 60 km/h. Ebenso wichtig sei es aber, auch darin nicht berechenbar zu sein. Seine Taktik beim Fahren hintereinander: Man pendelt beim Fahren, fährt mal dicht an den Vordermann, lässt sich zurückfallen, damit es schwieriger ist, die Zündung eines IEDs zu timen, das in oder an der Straße vergraben wurde.

Informationen und Aufmerksamkeit

Eine weitere zentrale Sicherheitsstrategie ist die Aneignung von möglichst umfassendem Wissen. Sein Umfeld so gut wie möglich zu kennen, über Akteure, Interessen und Ereignisse Bescheid zu wissen ist eine Grundvoraussetzung dafür, sich im Geschehen zu verorten, informierte Entscheidungen treffen zu können und so die eigene Sicherheit zu maximieren. Entsprechend ist es für viele Intervenierende sehr wichtig, täglich Informationen zu beschaffen – Informationen über Machtverhältnisse und deren Verschiebungen, über (gewalt-)mächtige Akteure, ihre Interessen und Allianzen, über gewaltsame Auseinandersetzungen, Unruhen, Anschläge in einem bestimmten Gebiet. Diese Informationen werden auf verschiedene Art und Weise beschafft: über lokale und internationale Medien, Nachrichten, über besondere Informationsdienste, über spezielle Internetseiten, über persönliche Kontakte... So gibt es in Afghanistan beispielsweise das *Risk Management Office*, dessen Sicherheitsinfodienst per SMS informiert. Man gibt die Region bzw. den Ort an, der einen interessiert und wird dann zeitnah und umfassend informiert. Dazu werden per E-Mail *Reports* verschickt, bestimmt zweimal wöchentlich, „wo der einem erklärt, wer da gerade gegen wen, wie, was macht“, so Anna Goschen. THWler Andreas Fechtner wiederum hebt hervor, dass sie als „Bundesbehörde“ ja alles vom Auswärtigen Amt bekämen und insofern bestens informiert seien. An anderen Orten gibt es keinen derartigen Service, weshalb die Informationsbeschaffung – das Surfen auf vielen Internetseiten, die Gespräche mit Menschen – sehr viel Zeit und entsprechend auch Geld (= Arbeitszeit) kostet, wie Peter Leibhart berichtet. Informationen sind, Wissen ist Macht. Je mehr jemand weiß, desto bessere Entscheidungen kann er oder sie treffen, um Sicherheit zu erhöhen.

Manchmal sind die Mittel, an lebenswichtige Informationen zu kommen, aber auch sehr einfach, wie sich Michael Kubos erinnert. Sein Arbeitgeber in der Entwicklungszusammenarbeit habe vorgegeben, dass man nur mit Übersetzer zu Fuß unterwegs sein dürfe – allein damit man mitkriegt, wenn man aufgefordert wird, stehenzubleiben. Neben den offiziellen und nachrichtlichen Quellen sind oft persönliche Kontakte entscheidend dafür, sicherheitsrelevante Informationen zu bekommen, erzählen einige meiner Gesprächspartner. Soldat Martin Goset empfand den Kontakt zu den afghanischen Übersetzern insofern als unglaublich wertvoll: „Sie hatten halt auch immer viele Informationen. Ja, gerade was was die Sicherheit anging, ähm, da die halt in Kunduz gewohnt haben, und und abends dann halt in der Fa- bei der Familie waren.“ Auch andere Intervenierende erzählen davon, dass die Beziehungen zu lokalen Anwohnern wichtig waren, wenn es um sicherheitsrelevante Informationen ging. Neben den Informationen zur Lage über das *Risk Management Office* und die Partnerorganisation in Kabul war es für Stefan und Ulrike mindestens ebenso wichtig zu wissen, was die Afghanen wissen und erzählen. Entsprechend vorausschauend seien sie bei der Büroplanung vorgegangen:

„Man sollte auch an so einer Stelle, also als Büromanager zum Beispiel, einen Afghanen einstellen, der ausreichend viele *Connections* hat. Weil der kennt dann da jemanden und dort jemanden und dort jemanden. Dann fragt der halt ein bisschen rum in seiner Verwandtschaft und Bekanntschaft und dann kriegt der das raus. Was auf der Straße los war die letzten drei Tage oder so.“⁴⁷ (Interview Stefan und Ulrike Gelsen)

Wer Kontakte hat – über Angestellte, aber auch Nachbarn und Bekannte, weil er sich von Dörfern und Städten nicht etwa fernhält, sondern mittendrin wohnt bzw. sich aufhält – der bekommt mehr mit. Nicht unbedingt, weil er/sie selbst mehr sieht, sondern weil räumliche Nähe soziale Beziehungen ermöglicht und damit den Zugang zu mehr Wissen und anderen Perspektiven. Die vielleicht krasseste Form auf Sichtbarkeit zu verzichten, eine „low-profile strategy“ zu fahren ist die Anstellung von ausschließlich lokalen Angestellten. In der Annahme, dass *Locals* mehr wissen und vor Ort bekannt und vertraut sind, geht man davon aus, dass diese besser mit möglichen Risiken und Bedrohungen umgehen können. Dabei sind *Locals* laut verschiedenen statistischen Studien mit großer Wahrscheinlichkeit um ein Vielfaches gefährdeter als Internationale.⁴⁸

Jenseits der konkreten Informationen lese ich in den Gesprächstranskripten noch von einer anderen Art ‚Wissen‘, das Intervenierende sich aneignen und das zu ihrer Sicherheit beiträgt. Möglicherweise ist Wissen als Begriff nicht ganz treffend, geht es doch um Aufmerksamkeit, Wachsamkeit, Bewusstsein für die Umgebung. Einig sind sich meine Gesprächspartner darin, dass Aufmerksamkeit essentiell ist und dass sie mit der Zeit und zunehmender Vertrautheit wächst, weil man nicht

47 Didier Fassin weist darauf hin, dass lokale Angestellte nicht nur mehr wissen, weil sie näher dran sind: Sie seien auch gefährdeter als internationale Intervenierende – „perhaps too close to be considered as part of the otherness of victims but at the same time too distant to be deemed to belong to their humanitarian community“ (Fassin 2012: 240). Und während die internationalen Helfer das übersahen, war Konfliktakteuren völlig klar, dass der Status „Internationaler“ vs. „Lokaler“ einen Unterschied macht. Während sich bei Entführungen für Fremde in der Regel ein guter Marktpreis erzielen lässt und die politischen Kosten immer mitbedacht werden, werden lokale Angestellte einfach umgebracht – weder bringen sie Geld, noch kostet deren Tod politisch etwas.

48 Ellen Furnari zitiert in ihrem Aufsatz über das Wissen und die Selbstwahrnehmung von *Peacekeepers* einen Soldaten, der von den positiven Folgen der Beziehung zwischen *Peacekeepers* und Bevölkerung erzählt: „Having close relationships with local people, the more secure you are, in the sense you will be warned of anything that might happen, that they think anyone is meaning you harm, and that is certainly how it worked when I was there [...] we relied on the community to help us with our security.“ (Furnari 2014: 16)

mehr von jedem Detail, von all der Fremdheit abgelenkt ist, sondern mit den *Basics* des Alltags und der Umgebung schon so vertraut, dass ihm oder ihr kleine Abweichungen und Besonderheiten eher auffallen. Man kann auch kleine Informationen besser einordnen. Anja Mehlau spricht davon, dass für ihr eigenes Sicherheitsempfinden ein erfahrener Kollege wichtig war, der seit zehn Jahren in dem Kontext arbeitet, „der kann Gefahren auch intuitiv anders einschätzen, als wenn man zum ersten Mal nach Afghanistan fliegt“. Was sie Intuition nennt, würde ich unter die Kategorie „körperliches Wissen“ fassen.

Dass diese Aufmerksamkeit für die Umgebung mit der Zeit und Erfahrung steigt, erzählt auch Tim Lange. Wenn man draußen unterwegs sei, beobachte man sehr aufmerksam und versuche, alles logisch einzuordnen. So auch an dem Tag, als sie in Kolonne durch ein Dorf fuhren und er mehr im Augenwinkel als irgendwie bewusst auf dem Bildschirm im Panzer wahrnahm, dass plötzlich jemand im Haus verschwand: „Da ist ein dunkler Fleck gewesen, ein Mensch hinter der Mauer, nach dem sechsten Fahrzeug ist der verschwunden. Und die Tür ging zu. Warum? Wenn der Angst vor der Kolonne gehabt hätte, dann wäre er nach dem ersten oder zweiten verschwunden.“ Im ersten Einsatz, so Lange, wäre ihm das nicht aufgefallen. So aber: Schatten gesehen, Vollbremsung gemacht. Und in dem Moment ging genau vor ihnen das IED hoch. Sein Erfahrungswissen und seine geschärfte Wahrnehmung waren entscheidend dafür, dass bei dem Anschlag niemand verletzt wurde. Gerade wenn Bedrohungen und Feinde diffus bleiben, ist konstante Aufmerksamkeit gefragt, so Mark Duffield:

„Since the enemy is faceless, follows no particular pattern and can strike anywhere, it requires constant vigilance and attention to one’s surrounding environment. The onus is on the aid worker to make the right choices from the available information and visual clues. As the environment changes, staying safe requires endless risk calculation and adjustment.“ (Duffield 2010: 460)

Und so ist Sicherheit auch eine Frage des persönlichen Bewusstseins. Man lernt zu beobachten, die Instinkte zu schärfen und Lagen systematisch in den Blick zu nehmen und zu analysieren.⁴⁹

Nähe und Distanz, Kontakte und Beziehungen

Eine zweite zentrale Strategie, darin sind sich viele meiner Gesprächspartner einig, liegt darin, auf der sozialen Ebene mit den Menschen in der Umgebung in positiven Kontakt zu treten. Das beginnt damit, das Gespräch zu suchen und zivile Bevölkerung und Gewaltakteure über die eigene Arbeit und Pläne zu informieren. Peter

49 Siehe auch Diakonie Katastrophenhilfe 2010.

Leibhart, Projektleiter in einem Gebiet, das weiterhin von gewaltsamen Konflikten geprägt ist, schildert seine Sicherheitsstrategie wie folgt:

„Bevor wir dann in ein Interventionsgebiet reingehen, oder auch vom Büro allein in ein Projektgebiet reinfahren, bedarf es sehr viel vorbereitender Tätigkeit. Das heißt, wir müssen die ganzen Rebellenanführer, die *Warlords* erst mal alle kontaktieren nach dem Motto, gibst du uns freies Geleite um von A nach B zu fahren? Äh, wenn wir das dann haben, dann geht's halt durch die nächste Zone, wir überschreiten teilweise drei, vier, fünf sogenannte Fronten, das heißt klar umrissene Herrschergebiete von diesen *Warlords*, bis wir dann überhaupt zu unserer Baustelle, zu unseren Projektzonen kommen. Und erst wenn alle uns gesagt haben, ja, ja, ihr könnt kommen, dann können wir erst losfahren. Das heißt wir haben dort ein, äh, *community-based security management system* erarbeitet, was auf Transparenz, Informationsfluss, Akzeptanz, äh, beruht und, äh, das müssen – solche Regeln müssen wir erstmal alle umsetzen, äh, bevor wir mit der Arbeit anfangen können.“ (Interview Peter Leibhart)

Ein „*community based security management system*“ nennt Leibhart seinen Ansatz, der vor allem auf Kommunikation und Information mit allen setzt, die im Arbeitsgebiet das Sagen haben, um Sicherheit zu erhöhen. Wenn alle potenziell Betroffenen wissen, was die Organisation vorhat, inwiefern wer von der Arbeit profitiert und außerdem glauben können, dass damit keine Machtansprüche verbunden werden, sind die Intervenierenden deutlich weniger gefährdet.⁵⁰ Zudem ermöglicht Kommunikation, verbindliche Absprachen zu treffen und zu verhandeln. Denn, so Peter Leibhart,

„das ist alles verzahnt. Eine Rebellengruppe, die in einem bestimmten Gebiet arbeitet, das sind Leute aus den Dörfern. Hm? Das sind die Kinder, die Söhne, die Töchter von den Eltern, die im Dorf geblieben sind. Und wenn wir dann dort arbeiten wollen, dann sagen wir denen, seht zu, [...] dass die uns in Ruhe lassen. Wenn uns was passiert, kommen wir nicht mehr. Hm? So. Und, äh, auch die Dorfvorsteher, die Dorfältesten sind unser Sprachrohr, äh, in die Rebellengruppen rein.“ (Interview Peter Leibhart)

Leibharts Denken: Wenn das Dorf ein Interesse an einer Organisation und ihrer Arbeit hat, wenn eine Gemeinde von dieser Arbeit profitiert, so seine Erfahrung, dann ist im Gegenzug auch Sicherheit drin. Da geht es weniger um emotionale Nähe und tiefgehende Beziehungen als um Interessen. Sind die bekannt und hat man Pfunde, mit denen man wuchern kann, einen eigenen guten Ruf und ein konkretes

50 Zugleich steht diese Strategie nicht jedem offen. Nur wer nicht als Konfliktpartei bzw. als konkurrierender *Player* mit potenziell bedrohlichen Machtinteressen wahrgenommen wird, der kann vollkommen offen sein.

Hilfsangebot zum Beispiel, ist das Gefährdungsrisiko offenbar so weit zu reduzieren, dass man es eingehen kann. Für sich sieht Leibhart die guten Beziehungen zur Bevölkerung als wichtige Voraussetzung für die Arbeit und Grund zum Stolz:

„Wenn ich in ein Dorf fahre, dann, äh, zeigen mir die, die Leute, die Frauen den Daumen so nach oben (JB: aha) oder die klatschen auch, äh. [...] wir sind *sehr* gut aufgestellt dort, haben eine sehr gute Reputation und die Bevölkerung, äh, weiß, äh, durchaus von unseren Heldentaten, also unserem positiven Einfluss der Projekte.“ (Interview Peter Leibhart)

Seine Wahrnehmung schließt an die oben zitierten Aussagen an, dass Sicherheit auch eine Frage von guter Arbeit ist. Je besser das eigene *Programming*, die Auswahl der Arbeitsschwerpunkte und Projekte, desto besser steht es um die persönliche Sicherheit. Manchmal ist mehr als Information und Kommunikation gefragt. Manchmal ist es wichtig, das Gegenüber kennenzulernen und Rücksicht zu nehmen. Das gilt für zivile Intervenierende ebenso wie für Militärs, ist Michael Kubos überzeugt. Als Soldat habe er versucht, seinen Kommandeur entsprechend zu beraten:

„Also wenn wir freitags jetzt nicht mehr ständig durch diesen Ort fahren, ist die Wahrscheinlichkeit, dass *IEDs* dort gelegt werden äh äh ähmm wird geringer. Sag ich, wenn wir da vielleicht mal jetzt mittwochs durchfahren oder Samstag, aber nicht immer freitags an ihrem Gebetstag zur Hauptgebetszeit äh ähm, wenn wir das mal nachlassen [...] diese Wechselwirkung, wir verändern unser Verhalten, und dadurch wird sich auch das Verhalten der Zivilbevölkerung ändern.“ (Interview Michael Kubos)

Interesse an der Umgebung und den Menschen und Akteuren, mit denen man zu tun hat, hilft dabei, mit einfachen Verhaltensänderungen Risiken zu minimieren. Aber nicht nur die Nähe zu und Kommunikation mit bestimmten Akteuren wird zu Sicherheitszwecken gesucht. Auch Distanz spielt für die Frage der Sicherheit eine immens wichtige Rolle. So soll Sicherheit erhöht werden, indem man bestimmte Akteure meidet, räumliche Distanz zu ihnen herstellt: Akteure, die nicht berechenbar sind, Akteure, die in der intervenierten Bevölkerung keinen guten Ruf haben, Akteure, die insofern dezidiert politisch agieren, als sie sich selbst entlang der vorherrschenden Konfliktlinien positionieren (lassen). Das können – je nachdem, wer da wen einschätzt – Rebellengruppen, Dörfer und Städte oder auch Militärs sein. So sagt Anna Goschen über ihre Interaktion mit der Bundeswehr in Afghanistan: „Ich wäre im Leben nie in so ein Auto gestiegen, (1) ich bin noch nie Patrouille gefahren, ich meine, bin des Wahnes, ja? Also, ich meine, die sind ja s- die sind ja im Fadenkreuz. Ich wäre da nie rein. Nie.“

Distanz kann dabei in zweierlei Hinsicht wichtig sein: zum einen wird die konkrete Gewaltgefahr in der Nähe bestimmter Gruppen höher eingeschätzt (= wer sich in deren Nähe aufhält, läuft eher Gefahr, selbst Gewalt ausgesetzt zu werden). So

liest sich Anna Goschens Aussage für mich. Zum anderen wird befürchtet, dass Beobachtende von räumlicher auf soziale Nähe und Verbundenheit schließen. Im Kongo, wo die UN-Blauhelme (nicht nur) bei der Bevölkerung den Ruf haben, sie würden bei Gewalt nicht etwa einschreiten und helfen, sondern schnell verschwinden, wo die UN-Blauhelme also sehr unbeliebt sind, vermeidet mein Interviewpartner Peter Leibhart nicht nur jeden Kontakt, sondern auch jeglichen Eindruck von Kontakt: „Sobald UN irgendwo auftaucht, gehen wir, gehen wir weg (JB: Ja). Also, für- temporär (JB: Ja). Wir setzen uns einfach ab. Wir wollen da- nicht mit zusammen gesehen werden, äh, wir fahren nicht im Konvoi mit denen.“ Im Extrem suchen Intervenerierende nicht nur Distanz zu gefährdeten oder gefährdenden Akteuren, sondern gleich zum geografischen Raum selbst – wenn z. B. Anna Goschen oder Anja Mehlaul nicht vor Ort wohnen, sondern nur regelmäßig zu Besuch kommen, um mit Mitarbeiter_innen, Kolleg_innen und Partner_innen zu sprechen, hat dies nicht nur partnerschaftliche, sondern auch sicherheitsbezogene Gründe. Mark Duffield nennt diesen Trend *bunkerization* – Management aus der Ferne, mit lokalen Vertragspartnern, Analyse aus der Ferne über Satellitenbilder und *social media* (Duffield 2012). In Gegenden mit erhöhten Sicherheitsrisiken ist es normal geworden, aus der Distanz heraus zu operieren – mit dem Handy lokale Angestellte zu dirigieren, von Jordanien aus im Irak, von Pakistan aus in Afghanistan (Duffield 2010: 470). Eine Strategie, die Ausbreitung und Rückzug zugleich ermöglicht.⁵¹ Aber auch bei denen, die vor Ort sind, stellt Duffield einen Trend zur Distanz fest. Im Rahmen der UN *Field security trainings* würden Teilnehmende zu Risikovermeidung und Isolation ermutigt. Essen von Straßenverkäufern zu probieren oder die Umgebung per Fuß zu erkunden und draußen herumzuschlendern, käme sicherheitsbedingt nicht infrage (ebd.: 462).

Nähe zu einigen, Distanz zu anderen. Spannend finde ich, dass beide, Nähe und Distanz, als Sicherheits- bzw. Unsicherheitsfaktoren gelten können. Man kann die Nähe zu bestimmten Akteuren meiden und den eigenen Bewegungsraum auf das Unmittelbare, gerade noch Überschau- und Kontrollierbare reduzieren. Oder man setzt auf Kontakt und Vertrauen, auch weil es dem eigenen Selbstverständnis als Intervenerierender entspricht. NGO-Mitarbeiterin Anja Mehlaul meint:

51 Auch laut Lisa Smirl ist „remote management“, also die Leitung von Projekten aus der geografischen Distanz, beispielsweise durch ausschließlich lokale Angestellte vor Ort oder die Kooperation mit lokalen Partnerorganisationen, eine weitere Folge der Wahrnehmung gestiegener Bedrohung (Smirl 2015: 74-76). Sie weist allerdings darauf hin, dass es sich keineswegs um eine neue Entwicklung handelt, befürchtet jedoch eine relative Zunahme, die zu einer Kultur der Zurückgezogenheit unter internationalen humanitären Helfern weiter beizutragen scheint (ebd., mit Bezug auf Stoddard/Harmer/Haver 2006).

„Wir sind eine kleine Organisation, haben nicht so einen Sicherheitsapparat wie die GIZ, und das passt auch nicht zu unserer Arbeitsweise, wie wir mit unseren Partnern zusammenarbeiten, so kann man nicht arbeiten, wenn man die starren Sicherheitsvorkehrungen von Organisationen hat.“ (Interview Anja Mehlauf)

Anstatt also mit bewaffnetem Schutz, Fahrern und reduzierten, stark kontrollierten Bewegungsräumen zu arbeiten, suchten Anja und ihre deutschen Kolleginnen bei ihren Afghanistanbesuchen die räumliche und soziale Nähe ihrer einheimischen Kolleg_innen und verließen sich auf deren Einschätzungen, deren Schutz. Insofern kann auch Nähe, kann auch der Zugang zu anderen sozialen Kreisen, und dadurch eine bessere Informationslage und eine größere Akzeptanz und Verbindlichkeit (was auch heißen kann, im Zweifelsfall auf gewichtige Fürsprecher hoffen zu können) zu mehr Sicherheit beitragen.

Bewaffnung und Gewalt(-potenzial)

Nicht zuletzt gibt es noch die Strategie, sich mit Waffen bzw. mithilfe bewaffneter Personen zu schützen – das klassische Mittel des Militärs und eines, dessen sich auch andere Intervenierende immer wieder bedienen. So berichten die Soldaten unter meinen Gesprächspartner_innen, dass es in der Regel von der Sicherheitslage und den verfügbaren Schutzkräften abhing, ob und wie lange man das Lager verlassen und Kontakt- und Patrouillenfahrten machen konnte. Georg Wälder erzählt:

„Die Entscheidung liegt an sich beim Kommandeur, beziehungsweise beim S3. Das wird aber – da gibt's eine – wird eine Wochenplanung vorher gemacht, weil es gibt ja auch andere Elemente, die da noch rausfahren, also Op-Info und und und die gibt es ja auch, die da auch gewisse Aufgaben wahrzunehmen haben und ohne Schutz durften wir in Kunduz nicht raus, das war in Taloqan deutlich anders, also im Stadtgebiet konnte ich alleine fahren, da- das macht die Sache deutlich einfacher.“ (Interview Georg Wälder)

Auch wenn nur wenige Soldaten das Lager verlassen, gibt es eine Hand voll Einheiten, die rausfahren und je nach Sicherheitslage auf die Begleitung durch Schutzkräfte angewiesen sind. In Taloqan, wo es ruhiger war und weniger Angriffe drohten, hätte man im Nahbereich auch nur mit zwei Fahrzeugen unterwegs sein können, so Wälder. Der Präsenz internationaler Militärs wird darüber hinaus auch eine grundsätzliche Wirkung zugeschrieben – die Sicherheitslage sei besser gewesen, Straßen wurden kontrolliert, erzählen Stefan und Ulrike von ihrer Zeit in Afghanistan. Der bevorstehende Abzug der NATO-Truppen 2014 sei wesentlich für ihre Entscheidung gewesen, wieder zurück nach Deutschland zu gehen. Manchmal scheint die Verfügbarkeit von Waffen als Verteidigungsmittel allerdings zur Folge zu haben, dass jemand nicht mehr darüber nachdenkt, ob sie tatsächlich das beste verfügbare Mittel darstellen, auf eine brenzlige Situation zu reagieren. Als Michael Kubos von

seinen Bundeswehreinheiten in Afghanistan erzählt, macht er dies an einem Beispiel deutlich:

„Wenn man wissen will, warum die die Jugendlichen mit Steinen auf uns schmeißen, dann muss man auch mal anhalten und die Jugendlichen fragen, ey warum schmeißt ihr mit Steinen auf uns? Ja, oder wenn ein Kompaniechef ein- einer Lage beantragt, demnä- beim nächsten Vorfall feuerfrei zu geben, wenn Steine auf sein- seine Kompanie geworfen werden, dann frage ich mich (2) ob er sie noch alle hat? (JB lacht auf) Werden in Deutschland Jugendliche von der Autobahnbrücke geschossen, nur weil sie Gullideckel auf die Autos schmeißen? Ja oder nein? Nein. Warum (3) machen wir es hier nicht? Aus guten Gründen, warum wollen wir es in Afghanistan machen? Das sind genauso Jugendliche, die Langeweile haben und frustriert sind, weil sie keine Arbeit haben oder keine Ahnung was- wie in Deutschland auch. (2)“ (Interview Michael Kubos)

Die Reaktion des Soldaten, feuerfrei auf Jugendliche geben zu wollen, die die Fahrzeuge und Soldaten mit Steinen bewerfen, ist für Michael mehr als befremdlich. Nachdenken, nachfragen wäre hier angebracht gewesen, um die ‚Angriffe‘ zu stoppen und die Situation deeskalieren zu können. Doch das nötige Interesse, die nötige Neugier am als ‚Gegner‘ wahrgenommenen Anderen bringt nicht jeder mit. Oft aber wäre dies die wirkungsvollere Sicherheitsstrategie, wie auch Christopher Schiefer überlegt. Er sei in Afghanistan von einer EZ-Organisation angesprochen worden, die den Bau eines Gebäudes von der Bundeswehr abgesichert haben wollte. Seine Antwort lautete: „Die Sicherheit, die ihr wollt, die können wir gar nicht bieten. Da ist es schlauer, ihr macht andere Verträge, beschäftigt lokale Leute, als dass sich hier Soldaten davorstellen.“

Das zeigt, dass der Glaube an Waffen und bewaffneten Schutz bei weitem keine Frage der Zugehörigkeit zum Militär ist. Im Gegenteil, je nach Sicherheitslage sind bewaffnete Schutzleute für viele Intervenierende vorgeschrieben – ob Polizei, Entwicklungszusammenarbeit, Nothilfe, diplomatischer Dienst. Manchmal nur zur Grundstückssicherung, manchmal als persönlicher Schutz. „In Afghanistan“, so Ute Krämer, „hatten wir alle Bodyguards.“ Der kleine Unterschied zwischen zivilen und militärischen Intervenierenden liegt darin, dass zivile Intervenierende Waffen im Zweifelsfall nicht selbst tragen, sondern sich von bewaffnetem Personal schützen lassen. Andersherum mögen Waffen das charakteristische Sicherheitsmittel von Soldaten sein (wer Uniform trägt, ist auch bewaffnet und ein Soldat im Dienst trägt Uniform), aber Soldaten sind nicht auf Gewaltmittel beschränkt, was Sicherheit angeht, wie Michael Kubos eindrucksvoll schildert.

Sicherheit – eine Frage des Gefühls?

Kurt Zehlen meint: „Angst haben geht nicht.“ Im Sinne von: Man darf sich nicht verrückt machen lassen. Am Ende passiert meistens nichts. Er wirkt, als ob das

auch eine Haltungs- und Ausstrahlungssache ist. Doch wie kommt man zu diesem Gefühl? Was ich in einer scheinbar unberechenbaren, unsicheren Situation in der Hand habe, bin ich selbst und gegebenenfalls die Leute, mit denen ich arbeite und lebe. Insofern sind Routine und Struktur in ihrer Sicherheit vermittelnden Wirkung nicht zu unterschätzen. Für Andreas Fechtner fängt das beim Tagesablauf an: der war „jeden Tag immer gleich“, und zwar:

„7.30 Uhr Frühstück. Acht Uhr Arbeitsbeginn. 12 Uhr Mittag. 13 Uhr zweite Tageshälfte. (1) 17 Uhr Abendessen. (3) Ungefähr (2) 18.30 Uhr Teammeeting, (3) das war's. [...] so sah jeder Tag aus, bis auf Sonntag, Sonntags hatten wir frei, ähm, aber an dem Sonntag wurden dann (2) das Duschzelt gereinigt, das *Camp* aufgeräumt und so weiter.“ (Interview Andreas Fechtner)

Die Tage haben eine feste Struktur, in die alles andere einfügt wird. Das habe auch etwas mit einem Sicherheitsgefühl zu tun:

„JB: Wo hat sich das abgespielt, also zwischen Übernachten, Mahlzeiten, Arbeiten und ja, der Zeit, die dann irgendwie zwischen 18.30 Uhr und (1) bis man ins Bett geht?

AF: Die ganz- *alle* Mahlzeiten *wurden* von allen Teammitgliedern *immer* im *Camp* eingenommen. Immer zusammen. Ausnahme bildeten die, die in die Flüchtlingslager gefahren sind, die, da konnte es auch sein, dass die über Mittag mal weg waren, weil das war auch teilweise eine lange Fahrt, da keine Ahnung drei Stunden hin oder vier Stunden hin und dann vier Stunden zurück, dann ist man logischerweise zum Mittagessen nicht da. Aber ansonsten, das das hat auch was mit (1) Zusammengehörigkeit und einer gewissen Sicherheitsgefühl zusammen, man sieht immer zu bestimmten zeitlichen Abständen immer das ganze Team. Wie läuft's bei euch, was war los, gibt es was besonderes, man hat einen sehr engen Austausch und eine sehr gute Abstimmung.“ (Interview Andreas Fechtner)

Andreas Fechtner und sein Team: Die verlässliche Nähe gibt ihm Sicherheit in einer Umgebung, die ihm sonst in vielerlei Hinsicht ein Unsicherheitsgefühl vermittelt. Wenn „draußen“ schon der feste Rahmen fehlt, schaffe ich ihn mir „drinnen“, in meinem unmittelbaren Einflussbereich, meinem Alltag. Nun sind sowohl das THW als auch die Bundeswehr schon in ihrem Organisationsaufbau sehr strukturiert und hierarchisch, was standardisierte Abläufe und die (mindestens formelle) Einbeziehung aller (mindestens formell) Beteiligten nahelegt. Aber vielleicht ist ein solcher, sehr strukturierter Ablauf besonders wichtig, wenn Intervenierende – wie im Fall des THWs – nur für ein paar Wochen im Einsatz sind und so weniger Zeit zum Ankommen und Einfinden haben und zur besseren und schnelleren Orientierung einen klaren Rahmen an die Hand kriegen.

Auch für Georg Wälder spielt Routine eine wichtige Rolle im Alltag⁵²: Routinen im Lager, bei Patrouillen, bei Gefahrensituationen innerhalb und außerhalb des Lagers. Diese schematischen Abläufe, die verschiedene mögliche Ereignisse mitdenken und leitende Handlungsabfolgen in bestimmten Kontexten beinhalten, erleichtern den Umgang mit belastenden Situationen. Auch bei der Bewilligung der von ihm betreuten Wiederaufbau-Projekte gilt Routine: „Die grobe Richtung kannte man ja schon. Dass man immer die Projekte, die man so sagte, zack zack zack das geht durch und das ist äh äh das geht dann recht schnell.“ Wenn man im Lager bei der Arbeit ist und Raketenbeschuss erfolgt: Sobald die Sirene tönt, läuft „Schema F“ ab: Schutzbauten werden aufgesucht, IED-Kräfte alarmiert, beurteilt, ob eine weitere Raketengefährdung abzusehen ist und falls nicht, wird der Alarm aufgehoben. Es gibt koordinierte Mechanismen, die in derartigen Bedrohungssituationen greifen. Philip Sendrowski formuliert: „Die Bedrohungsroutine ersetzt die Arbeitsroutine.“ (Sendrowski 2014)

5.2.4 Wirksamkeit und Folgen von Sicherheitsstrategien

Interessant ist, dass auch eine Vielfalt an Strategien zur Reduzierung von Unsicherheit, zur Maximierung von Sicherheit das eigentliche Problem nicht löst. Man kann dem Dilemma nicht ausweichen – eine Sicherheitsgarantie gibt es nicht. In den Worten von Michael Kubos: „[Du] musst ja nur zur falschen Zeit am falschen Ort sein, ähm, in Kabul oder sonst wo, das das weiß man ja nie.“ Irgendwas ist immer. Auch Anja Mehrlau erzählt, dass sie ihre erste Reise nach Afghanistan zweimal verschoben habe, weil es immer konkrete Bedenken gab. Irgendwann musste sie dann eine generelle Entscheidung treffen. Sie erklärt:

„Klar, man braucht Regularien und man braucht auch klare Abläufe, wer ruft in welchem Fall wann wen an, aber ich glaube, das ähm- mittlerweile kann ich mich besser damit abfinden, dass es einfach Situation gibt, die man nicht im Griff hat, ne? Und ich glaube, das ist was, was mir selbst aus dieser großen Distanz sehr schwergefallen ist, das zu akzeptieren. Und das dann auch in aller Konsequenz zu akzeptieren und zu sagen, du kannst nichts machen. Du kannst hundert Sicherheitspläne aufstellen und am Ende – ist gerade dann der Akku leer. Oder am Ende gibt es einen Stromausfall, wenn du den Akku aufladen wolltest. Oder am Ende – was auch immer. Und das stelle ich mir noch schwieriger vor für Menschen, die direkt in der Situation leben. [...] Ich fand das schon einen schwierigen Prozess, aber mein Leben ist ja nicht bedroht.“ (Interview Anja Mehrlau)

52 Dieser Absatz basiert auf der Interpretation des Transkripts von Philip Sendrowski (2014), Teilnehmer einer meiner Lehrveranstaltungen an der Universität Augsburg.

Es ist wirklich wichtig, Vorkehrungen zu treffen und sich abzusichern. Doch am Ende hat man es nicht in der Hand. Man muss Regeln folgen, Kontrolle ausüben, Routinen einüben, wo es möglich ist, und zugleich Ruhe und Demut gegenüber Überraschungen bewahren. Man muss die eigene Wahrnehmung schärfen und braucht zugleich ein gesundes Maß an Ignoranz. Man muss möglichst umfassendes und aktuelles Wissen anstreben und muss doch aushalten, dass man sich nie darauf verlassen kann. Man muss ein Gleichgewicht finden, eine Balance zwischen den jeweiligen Polen (Nähe – Distanz, Routine – Unvorhersehbarkeit, Kontrolle – Vertrauen in andere), die der Situation angepasst ist – einer Situation, die man nur bis zu einem gewissen Grad kontrollieren kann. Entsprechend gilt es eine Vielzahl an Strategien zu entwickeln, um Sicherheit herzustellen und sich zugleich bewusst zu machen, dass man es bei aller Vorsicht, allem Bedacht, allen Maßnahmen nicht in der Hand hat, dass es die Situation ist, die die Regeln macht und sich diese im Zweifelsfall sehr schnell ändern. Das Restrisiko, das sich aus der volatilen Situation ergibt, gilt es auszuhalten; eine gute Portion Ambiguitätstoleranz und Widerstandskraft ist dabei hilfreich.

5.3 „MAN HAT JA AUCH IMMER UNIFORM AN.“ GRENZEN UND GRENZENLOSIGKEIT, RAUM UND ZEIT VOR ORT

Anschließend an die Ausführungen zur Intervention als komplexem *Setting* und zur omnipräsenten Sicherheitsfrage, beides prägende Situationsfaktoren für die Erfahrungen von Intervenierenden, möchte ich den Blick auf den Alltag von Intervenierenden lenken. In den Interviews wollte ich mit Fragen nach dem Tagesablauf, den Wohn- und Arbeitsorten, und den sozialen Kontakten erkunden, was den Alltag vor Ort ausmacht und was ihn prägt. Bei der Interpretation des Materials stachen dann zwei Dimensionen hervor, die ich in diesem respektive im nächsten Unterkapitel beschreiben will.

Die erste ist die der Grenzen und zugleich Grenzenlosigkeit von Raum und Zeit, die den Alltag von Intervenierenden prägt. Im Folgenden gehe ich den Fragen nach, in welchen geografischen Räumen sich Intervenierende bewegen, woran die Grenzen dieser Bewegungsräume jeweils festgemacht werden und inwiefern Grenzen nach innen gezogen werden können, um Rückzugsraum zu finden (5.3.1). Daran anschließend steht das Zeitempfinden von Intervenierenden im Fokus (5.3.2) mit der Frage, wie diese mit den Grenzen und der Grenzenlosigkeit von Zeit im Interventionsalltag umgehen und welche Antworten sie auf Herausforderungen formulieren. Eine Zusammenfassung schließt das Kapitel ab.

5.3.1 Raumempfinden und Mobilität im Interventionsalltag

Wer sich wie, wann und mit wem im Raum bewegt, ist wichtig, um den Interventionsalltag zu verstehen. An den Raumvorstellungen und der Mobilität von Intervenierenden lassen sich spannende Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Intervenierenden festmachen. Wenn Intervenierende ihre Zeit in der Intervention beschreiben, sprechen sie oft davon, „rauszugehen“ bzw. „reinzukommen“. „Drinnen“ und „draußen“, „rein“ und „raus“ sind dabei zunächst relative Kategorien, die sich auf ganz unterschiedliche Räume beziehen können. Das illustriert meines Erachtens der Sprachgebrauch von Nina Lepkowski, Mitarbeiterin in der Entwicklungs- und Nothilfe, besonders schön, die davon spricht, rausgegangen zu sein nach Afghanistan, um einen bestimmten Job anzutreten, rauszufahren ins Feld, um Gemeinden zu besuchen und Projekte zu begutachten, rauszufahren in das Feldlager des PRT, um die Poststelle oder den Supermarkt der Bundeswehr zu nutzen, rauszufahren in der Mittagspause und im Kebabhaus zu essen, rauszufahren aus Afghanistan und sich im Ausland zu erholen, rauszugehen aus Afghanistan, um nochmal zu studieren und dann wiederzukommen. Ich lese da vor allem, dass räumliche Bezüge eine wichtige Rolle dafür spielen, die eigenen Erfahrungen zu strukturieren.⁵³ Mit „raus“ und „rein“, „drinnen“ und „draußen“ beschreiben Intervenierende, und das unabhängig von der Berufsgruppe, die Raumstrukturen und die Mobilität im Interventionsalltag. Auf die Bereiche „Drinnen“ und „Draußen“ gehe ich in den nächsten Abschnitten näher ein. Die genauere Betrachtung des „Drinnen“ und seiner fehlenden Grenzen steht am Schluss dieses Unterkapitels.

„Drinnen.“ Wo Intervenierende wohnen und arbeiten

„Drinnen“ steht zunächst für die eigene Unterkunft, das eigene Büro, das gewöhnliche, alltägliche eigene Umfeld. Für viele (und zunehmend mehr) Berufsgruppen ist dies der sogenannte *Compound* (dt.: Gelände, Lager)⁵⁴: ein ummauertes, bewachtes Grundstück, auf dem Büros, Materiallager, teilweise auch Unterkünfte und Frei-

53 Der Versuch, Gemeinsamkeiten in diesen räumlichen Bezügen festzustellen, erweist sich als wenig sinnvoll. Fährt man „raus ins Feld“ oder „raus ins PRT“, bewegt man sich außerhalb der Kleinstadt, in der das Büro oder die Unterkunft gelegen ist. Aber offenbar ist nicht nur das damit gemeint. Fahren die Kollegen „raus ins Kebabhaus“, ist nach hiesigen Maßstäben unwahrscheinlich, dass sich dieses tatsächlich außerhalb der Stadt befindet – ist hier möglicherweise „raus“ aus dem Büro gemeint? „Raus“ bezieht sich aber auch auf das Land, und zwar sowohl auf Deutschland als Ausgangspunkt für die Reise nach Afghanistan, als auch auf Afghanistan und die regelmäßige Erholungsreise außer Landes, als auch die Ausreise gen Heimat.

54 Siehe Smirl 2015: 68-69.

zeitmöglichkeiten untergebracht sind. Je nachdem welche Projekte und Programme von dort aus betrieben werden (ob z. B. große Material-/Wasser-/Benzinvorräte nötig sind), ist ein *Compound* unterschiedlich groß. Die Arbeit (inklusive der Kommunikation mit *Headquarters* irgendwo auf der Welt) kann voraussetzen, dass sowohl Stromgeneratoren als auch High-Speed-Internet zur Verfügung stehen. Und je nachdem wie die Sicherheitslage eingeschätzt wird, werden verschiedene Sicherheitsmaßnahmen etabliert. So schildert Andreas Fechtner: „Dieser *Compound* war ummauert, Stacheldraht drauf, (JB: aha) und das hatten alle Organisationen. Und da drinnen waren Häuschen, Gebäude.“ Auch der Bewegungsraum der Internationalen wird mit Hinweis auf die Sicherheitslage gegebenenfalls auf den *Compound* begrenzt (was dann z. B. auch eine Unterbringung innerhalb der Mauern des *Compounds* bedeutet). So schildert Madlen für ihre UN-Mission:

„Der komplette UN *Staff* hat ähm in dem *Compound* gewohnt. Also in ORT kon- du konntest einfach nicht außerhalb nicht wohnen, weil es erstens mal außerhalb nichts gab, wo du hättest wohnen können, und zweitens die die Sicherheitslage das einfach gar nicht zuließ da oben. [...] Und der UN-Standard ähm gibt dir ja so ein paar Sachen vor, die eingehalten werden müssen, dass du außerhalb eines *Compounds* wohnen kannst (JB: ah okay). Ähm, das gab es da aber- (1) al- die Möglichkeiten gab es da gar nicht. (JB: ja ja). Und so hat wie gesagt der komplette UN *Staff* äh im *Compound* gewohnt in ORT. In HAUPTSTADT mag das mal anders gewesen sein, also da war es dir ja auch erlaubt, in speziellen Hotels (1) außerhalb zu wohnen, hat nur hundert Dollar die Nacht gekostet, (1) war ein bisschen problematisch, oder zum Beispiel einige Nationen wie die Dänen, die Dänen zum Beispiel hatten in in HAUPTSTADT ein spezielles Haus gemietet, ähm mit mit ähm hohem Sicherheitsstandard aber, ne, ansonsten wird der von der UN auch nicht- wird das auch nicht erlaubt.“ (Interview Madlen Schader)

Teilweise ist es Intervenierenden selbst überlassen, wo und wie sie wohnen, wie sie untergebracht sind, wo und wie sie arbeiten, wie sich zum Beispiel Madlens Erzählung entnehmen lässt. Sie bringt den Aspekt der Sicherheitsstandards an, die die UN für die Unterbringungen ihrer Missionsangehörigen vorschreibt, ähnlich wie Lutz darauf hinweist, dass seine Wohnung in Bosnien-Herzegowina die Sicherheitsbedingungen der EU-Mission erfüllen musste. Ähnlich argumentiert auch Ute Krämer, die für die UN und EU in verschiedenen Missionen unterwegs war:

„Wo man wohnt, hängt von der Lage im Land ab. Afghanistan ist extrem wegen der Sicherheitslage. Bis 2007, 2008 haben alle in Häusern gelebt. Die waren nicht viel auf der Straße unterwegs, aber hatten eigene Häuser. Dann kamen Anschläge. Dann haben die großen Organisationen gesagt, wir bündeln das. Höhere Mauern, Sandsäcke. Und wenn du für UN oder EU arbeitest, bist du in großen *Camps* und hast *Bodyguards*, usw.“ (Interview Ute Krämer)

Neben der Sicherheit können die Verfügbarkeit von Wohnraum im Interventionsgebiet, die Menge der unterzubringenden Intervenierenden und auch die antizipierte Bedeutungszuschreibung der Bewohner vor Ort eine Rolle für die Wahl der Unterbringung spielen. Hinzu kommen organisationsspezifische Praktiken. Im Fall des Militärs scheint es selbstverständlich zu sein, dass dieses (zur besseren Verteidigung? Aufgrund des hohen Flächenbedarfs?) für sich und sichtbar abgegrenzt von seiner Umgebung untergebracht ist.⁵⁵

Während diese Praxis, geprägt von einer materiell manifestierten Trennung zwischen innen und außen (die mit Stacheldraht bestückte Mauer) einerseits und einer auf Autarkie ausgerichteten Infrastruktur andererseits, lange Zeit auf Militärs beschränkt war, hat sie sich inzwischen auch auf wesentliche Teile der zivilen Interventionsstrukturen ausgedehnt. Es scheint, als seien *Compounds* besonders in als unsicher eingeschätzten Sicherheitssituationen, besonders von großen Organisationen wie der UN und ihren Unterstrukturen bzw. eher von kurzfristig orientierten, humanitären Organisationen wie dem ICRC (im Vergleich zu eher langfristig denkenden Akteuren der Entwicklungszusammenarbeit) die Unterkunft, das Gebäude der Wahl. Mark Duffield hat den mittlerweile geläufigen Begriff des „fortified aid

55 Es passiert schnell, derartige alltägliche Gegebenheiten hinzunehmen und nicht weiter zu thematisieren. In meinen Gesprächen mit Intervenierenden wurden sie oft auch eher als Kulisse für andere Themen aufgemacht denn in den Mittelpunkt von Erzählungen gestellt. Und nichtsdestotrotz schimmert durchaus ein Bewusstsein dafür durch, dass derlei Objekte nicht nur für ihre direkten Benutzer (alltagspraktische) Bedeutungen haben, sondern diese auch von anderen zugeschrieben bekommen, wie Madlens Einschätzung der „nur 100 Dollar“ für die Hotelübernachtung („war ein bisschen problematisch“) zeigt. Büscher/Vlassenroot beschreiben diese Bedeutungen mitsamt ihrer Konsequenzen am Beispiel der Stadt Goma im Osten der Demokratischen Republik Kongo (Bücher/Vlassenroot 2010: 268). Sie zeigen eindrücklich, wie die Intervenierenden-Infrastruktur über die Wirkung einzelner Gebäude hinaus in ihrer schier Masse an Bauten ein ganzes Stadtbild verändert: „With its numerous NGO establishments, UN compounds, luxurious residential areas, hotels, bars and rebel headquarters, these central districts gained importance and transformed into a new urban landscape, perceived as centres of power and modernity, representing global culture and new lifestyles. This transformation was particularly visible in the quarters Himbi and Volcans, where most of the humanitarian community settled and installed headquarters, usually in former residential buildings. [...] These developments not only reinforced the discrepancy between centre and periphery, but also confirmed the spatial divide between urban rich and poor.“ Es bildet sich eine „ville duale“ heraus, „where, as many perceive, old colonial structures of inequality and social and spatial segregation are being reconfirmed“ (Bücher/Vlassenroot 2010: 269).

compound“ (2010) für diese Entwicklung geprägt. Am Beispiel des Sudan zeigt er auf, dass sich Hilfsorganisationen zunehmend in hoch ummauerte und bewachte Lager zurückzögen anstatt – wie lange aus ideologischen Gründen üblich – im direkten Kontakt mit den Bewohnern der jeweiligen Gegend zu wohnen. Oft wird diese räumliche Distanz mit Sicherheitsmängeln begründet.⁵⁶

Die Einschätzung des Bedrohungsrisikos ist wesentlich für die Entscheidungen einer Organisation, welche Vorgaben sie für die Unterkunft und Arbeitsorte ihrer Mitarbeitenden macht bzw. welche Vorkehrungen sie trifft. Diese räumliche Abgrenzung reduziert die Interaktionsmöglichkeiten von Intervenierenden mit Intervenierten sowohl quantitativ (wie oft man sich trifft) als auch qualitativ (in welchen *Settings* und Rollen man sich gegenübertritt). In Kontexten wie Afghanistan oder Irak müsse man schon sehr aus sich herausgehen oder sich sehr engagieren, um Leute vor Ort kennenzulernen, so Ute Krämer – gerade bei Soldaten werde das nicht gefördert. Die blieben bei und unter sich.

Soziale und insofern räumliche Distanz zu Intervenierten ist aber nicht nur bei Soldat_innen ein Thema, sondern auch für viele andere Intervenierende. In der Nothilfe-*Community* gibt es dazu sehr unterschiedliche Ansichten. Kurt Zehlen argumentiert, dass man nicht direkt im Flüchtlingslager wohne, „weil man eine gewisse räumliche Trennung braucht. Man muss sich von der Arbeit distanzieren [...] sonst kommt man gar nicht mehr raus“, andere treten aus ähnlichen Gründen für eine regelmäßige Ausreise und Auszeit weit weg vom Einsatzland ein (siehe unten). Diese Haltung wird in der Literatur stark kritisiert. So argumentiert Mary B. Anderson dafür, auch das eigene Privatleben mit Hilfsempfängern zu teilen, weil es entlaste, nicht immer zu arbeiten, sondern auch Privates zu teilen; und weil es zu einer anderen, gleichgestellten Beziehung beitrage (vgl. 6.3 Gleichheit und Ungleichheit). An der Erzählung von Jochen Pahlmann wird für mich deutlich, dass eine solche räumliche Nähe als Normalität des Daseins und des Miteinanders gedeutet werden kann, die zutiefst zufriedenstellt:

„Das war in der ersten Mission sehr schön, wir haben inmitten der Afghanen gewohnt. In einem Viertel, allerdings sehr nah am HQ der ISAF-Kräfte, fußläufig zur deutschen Botschaft, aber in einem afghanischen Wohnviertel hatten wir ein Haus [...] angemietet, und haben dort wie die Afghanen mit afghanischen Nachbarn gelebt. Wir hatten nur einen einzigen Polizisten, einen *Guard* vor der Tür stehen. Der im Zweifelsfall (lachend) auch nichts aufgehalten hätte. Aber wir haben mit den Afghanen gelebt und das war eigentlich sehr schön. Also wenn ich aus meinem kleinen Fenster rausguckte, [...] habe ich afghanische Kinder spielen sehen, die Nachbarfamilie.“ (Interview Jochen Pahlmann)

56 Siehe auch Smirl 2015.

Interessant finde ich, dass die erwähnten Unterbringungs Vorschriften nicht immer so in Stein gemeißelt sind, wie es scheint. Simon Roth erzählt aus seiner Zeit in Palästina:

„Ich hatte das große Glück – alle anderen Entsandten mussten aus Sicherheitsgründen in Jerusalem wohnen, und ich konnte durchsetzen, dass ich nicht an diese Regelung gebunden bin. [...] während also meine Kollegen zwei Stunden vorher aufstehen mussten, bin ich den Berg runtergelaufen und war im Büro, das war sehr angenehm.“ (Interview Simon Roth)

Nicht nur die offenbar doch gegebene Flexibilität der Vorschriften ist hier bemerkenswert, auch Simons Formulierung „großes Glück“ gehabt zu haben fällt mir auf. Mit dem Wissen, dass viele meiner Gesprächspartner die vom Arbeitgeber oder lokalen Autoritäten ausgegebenen Verhaltensregeln gar nicht erst infrage stellen, sondern sich einfach anpassen, höre ich bei Simon sowohl Bescheidenheit als auch Entschiedenheit heraus. Er hat nicht nur verhandelt, sondern sich auch durchsetzen können, wie er sagt, und sich so ein großes Stück Freiheit gesichert.

„Draußen.“ Bewegungsräume von Intervenierenden und ihre Grenzen

Generell bedeutet „raus ins Feld“ zu fahren, dass Intervenierende nicht am Computer bzw. am Schreibtisch sitzen und sich um Verwaltungsabläufe und Organisation kümmern, sondern sich außerhalb des Büros bzw. des eigenen Geländes aufhalten. Während die meisten Soldat_innen das Feldlager nie verlassen und jenseits der An- und Abreise nur einmal „draußen“ sind, um ihre Waffe anzuschließen⁵⁷, fahren viele CIMICer aufgrund ihres Auftrags der zivil-militärischen Zusammenarbeit regelmäßig „raus“, um Kontakte zu knüpfen und Kommunikation aufrechtzuhalten. Man fährt morgens früh „raus“ und kommt abends wieder „rein“, so Soldat Ulf Rohm. Immer mit dabei, wenn Soldat_innen das Lager verlassen, sind Schutz- und Patrouillenkräfte. Sie führen nicht nur eigene Patrouillenfahrten und Fußpatrouillen durch, sondern begleiten zusammen mit Sanitäter_innen alle anderen Einheiten bei Fahrten raus. Andere Soldaten, so beschreibt Anna Goschen ihre Beobachtung, sind zwar vor Ort, aber „nicht so viel draußen“, sondern sitzen „in Mazar im Container“. Tatsächlich unterscheiden auch Bundeswehrsoldat_innen untereinander zwischen „Drinnies“ und „Draußies“, was ich so verstehe, dass der Bewegungsraum und die Bewegungsfreiheit sich erstens je nach Verwendung und Aufgabe bemerkenswert unterscheiden und dass es für die Einsatzerfahrung einen wesentlichen Unterschied macht, wo sich jemand regelmäßig aufhält.

57 Beim Anschließen wird die Waffe individuell auf den jeweiligen Schützen, die jeweilige Schützin eingestellt.

Für Intervenierende in der Entwicklungszusammenarbeit, Nothilfe, Friedensmissionen ist das „Rausfahren“ selbstverständlicher Bestandteil ihres Alltags: Kooperationspartner treffen, Projekte planen, die Durchführung begutachten oder feierlichen Eröffnungszeremonien beiwohnen.⁵⁸ Das ist für manche täglich, für andere alle ein bis zwei Wochen der Fall. Liegt der eigene Job in der Versorgung des ländlichen Raums, z. B. in Form einer „mobilen Klinik“ wie bei einem der Einsätze von Arzt Thomas Eben, ist die Fahrt ins Feld der wesentliche Teil der Arbeit. „Raus ins Feld fahren.“ Die Bewegung, die mit dieser Phrase ausgedrückt wird, ist das eine. Aber was hat es mit „dem Feld“ auf sich? Für viele Entwicklungs- und Nothelfer_innen ist das „Feld“ ein wesentlicher Begriff. Beschreibt es einen Ort, an dem man seiner eigentlichen Tätigkeit nachgeht? Nina Lepkowski fährt draußen „im Feld“ Gemeinden besuchen und Projekte anschauen, Kurt Zehlen geht „ins Feld“, wenn er in ein Flüchtlingslager fährt, und er beobachtet, wie „Soldaten ins Feld fahren“. Meint „Feld“ also einen, wenn auch relativen, geografischen Raum? Oder steckt hinter „raus ins Feld“ eine soziale Raumunterscheidung, insofern als man im „Feld“ den Anderen begegnen kann? „Drinne“ wäre demnach alles, was „meins“ ist, was zu mir gehört, und „draußen“ ein Ort, wo andere Regeln gelten als da, wo ich (gerade) herkomme. Eine soziale Unterscheidung, die mit dem physischen Raum verknüpft wird. Dazu passt, dass Stefan und Ulrike und auch Brigitte Pohl vergleichsweise selten davon sprechen, „rauszufahren“, sind sie doch diejenigen, die vor Ort am ehesten zuhause waren, die das Ziel hatten, sich in die Kultur und die Gemeinschaft vor Ort zu integrieren und so zu wirken: Um „transformativ tätig zu sein“, müsse man schon ganz nah dran sein an den Leuten, so Ulrike.

Festhalten lässt sich, dass der berufliche Aktionsradius vieler Intervenierender immer wieder über das eigene Büro hinausgeht, aber sich auch dann oft in geordneten, kontrollierten Bahnen bewegt. Anja Mehlaus Antwort auf meine Frage, was das Leben in Afghanistan auszeichnet, oben zum Zusammenhang von Sicherheit und Mobilität zitiert, lässt sich ebenfalls im Hinblick auf Bewegungsräume und Raumempfinden hin lesen. Sie hat vom Besuchsalltag in Afghanistan vor allem das Gefühl zurückbehalten,

„dass man einfach sehr sehr eingeschränkt ist. Die erste Reise habe ich beschrieben – das ist, wie wenn man in einem Glaswürfel durch die Gegend fährt. Weil wir sind kaum irgendwo

58 Mark Duffield weist daraufhin, dass Nothelfer lokaler Herkunft sich teilweise weit weniger frei bewegen können als internationale Helfer: „While those on international contracts are able to move and circulate, local aid workers, like beneficiaries, are also immobile onlookers trapped outside the archipelago’s magical space of flows“ (Duffield 2010: 457). Er führt dies auf fehlende Papiere zurück – es braucht einen internationalen Pass, um mobil zu sein.

ausgestiegen. [...] Hotel, Auto, Büro, Auto, Restaurants, Auto- [...] für mich hat sich das sehr abgeschirmt angefühlt. Obwohl wir bei den Partnern zuhause waren (..) es gibt einfach nicht die Bewegungsfreiheit oder den Spielraum [...] es gibt auch nicht viele Plätze, die GIZ hat das RMO und die haben eine *white list* an Plätzen, wo sie sagen, das –

JB: da können Sie sich aufhalten oder da –

AM: Genau. Und das ist natürlich sehr beschränkt.“ (Interview Anja Mehlau)

Spannend an diesem Zitat ist, dass selbst wer sich außerhalb der eigenen Unterkunft oder des eigenen Büros bewegt, selbst wer also einen gewissen Mobilitätsraum hat, nicht zwangsläufig das Gefühl hat, sich „wirklich“ im jeweiligen Raum zu bewegen. Anja hatte verglichen mit anderen Gesprächspartnern recht viel Bewegungsfreiheit und Kontakt zu Afghanan und fühlte sich dennoch „sehr abgeschirmt“. Sie hat das Gefühl, dass es da weitere Räume gibt, parallel/zeitgleich zu denen, in denen sie sich bewegt. Vielleicht eine Frage der Gewohnheit und des Anspruchs, den man stellt. Aber vielleicht zeigt dieses Empfinden auch an, dass Intervenierende der Bevölkerung und ihren Orten nur bedingt bzw. bis zu einem gewissen Punkt nahekommen, als gäbe es eine Grenze, die sich unsichtbar auftut zwischen Intervenierenden und dem intervenierten Land („Glaswürfel“), selbst wenn man sich (vermeintlich) in den selben Räumen aufhält. Als bewege man sich in einer Parallelgesellschaft oder parallelen Sphäre. In gewisser Weise korrespondiert das mit dem „Draußen“ und dem Feld – „ins Feld zu gehen“, das ist dann so nah zu kommen wie nur möglich, der Versuch der Annäherung durch Bewegung; aber die Trennwand, so unsichtbar oder durchsichtig sie auch sein mag, scheint im Erleben der Intervenierenden nicht wegzukriegen zu sein.⁵⁹

Das Gefühl, dort zu sein, aber auch nicht wirklich dort zu sein, lese ich jedenfalls auch in den Erzählungen anderer – etwa wenn Michael Kubos meint, er habe „schon immer geahnt, dass Afghanistan wunderschön ist“. Als sei das Land, in dem er bereits zwei Mal als Soldat war, eher zu errahnen als zu erfahren gewesen – als sei er zwar dort, aber doch weit weg gewesen.⁶⁰ Selbst die, die beruflich immer

59 Danke an Kathrin Winkler für diesen Gedanken.

60 Und passend dazu formuliert Cornelius Pollmer über den Alltag von Bundeswehrsoldaten in Afghanistan in der Süddeutschen Zeitung: „Als ‚Drinni‘ bekommt man in Masar-i-Sharif von diesem Land ohnehin nicht viel mit, am ehesten noch auf dem *Camp*-Basar, wo es Tücher gibt und Aufnäher und ein kleines Restaurant. Richtig raus? Durften und dürfen die meisten nicht, zu gefährlich. Absurder, aber nicht zwingend paradoxer Gedanke: Als man durch das *Camp* Marmal lief, war man erschrocken, wie wenig im Leben der Soldaten das Land eine Rolle spielte, in dem diese stationiert sind, wie wenig dessen Kultur, dessen Geschichte, dessen Gegenwart außerhalb des Militäreinsatzes.“ (Pollmer 2014)

wieder mal unterwegs sind, beschreiben ihren privaten Bewegungsfreiraum als stark eingeschränkt. Das beginnt damit, dass wie oben beschrieben Büro und Unterkunft häufig nah beieinander, wenn nicht sogar auf demselben Grundstück oder im selben Gebäude liegen. Was für die Soldaten das Feldlager, ist für die EZler, THWler, Polizisten, Nothelfer das Grundstück oder der ‚Compound‘. Auf meine Frage an Jochen Pahlmann, warum Büro- und Schlafräume in einem Haus waren, antwortet er: „Es ist halt praktisch. Sie müssen sich vorstellen, Sie sind in einem Land, wo Sie manchmal vielleicht auch nicht rauskönnen. Dann sind Sie ja froh, wenn Sie da arbeiten können, wo Sie auch wohnen.“⁶¹ Entsprechen klein ist dann aber auch der Raum, in dem man sich bewegt: „Ja, wir hatten einen Garten, 50-Meter-Runde“ beschreibt Michael Kubos, hier als Mitarbeiter in der Entwicklungszusammenarbeit, seinen Aktionsradius nach Feierabend. Und Ute Krämer erzählt von einer Freundin, der als Leistungssportlerin in Gaza nur mehr das Treppenhaus zum Trainieren blieb.

Worin ist diese eingeschränkte Mobilität von Intervenierenden begründet? Oft werden Sicherheitsbedenken genannt. Je nach Sicherheitslage sind nicht nur Feldlager ummauert, bewacht und nicht frei zugänglich, sondern auch Büros und Unterkünfte. Um hineinzukommen, muss man sich anmelden, ausweisen und hineingelassen werden. Man geht davon aus, die Gefahren, angegriffen oder entführt oder Opfer eines Anschlags zu werden, so zumindest für diesen Raum minimieren zu können.⁶² Wo Mobilität darüber hinaus nötig ist, um der beruflichen Aufgabe nachzugehen, wird sie eingeschränkt, formalisiert und kontrolliert. Das schildert auch Jochen Pahlmann. Er hatte es während seines ersten Afghanistanaufenthalts gemerkt, recht unbewacht inmitten eines afghanischen Viertels zu wohnen und sowohl viele berufliche Termine wahrnehmen als auch am Freitag ohne weiteres zu Fuß auf den Markt gehen zu können. Beim zweiten Mal sei sein Bewegungsfreiraum stark eingeschränkt und streng überwacht gewesen:

61 Hier dient das Zitat zur Illustration der räumlichen Gegebenheiten, oben (Kapitel 5.2.3) zitiere ich Jochen Pahlmann im Hinblick auf Sicherheitsstrategien.

62 Anne-Meike Fechter argumentiert überzeugend, dass sich diese Unterscheidung zwischen einem sicheren, westlichen „Dinnen“ und einem bedrohlichen, fremden „Draußen“ auf vielfältige Weise auch in den Praktiken von *Expatriates* widerspiegelt, die nicht in Kriegs- und Krisengebieten leben (Fechter 2007: 80). Anhand ihres ethnografischen Materials zeigt sie, welche Räume *Expatriates* schaffen und welche große Rolle Grenzziehungen und -verhandlungen in deren Praktiken spielen: Wo und wie sie wohnen, wo und wie sie sich im Alltag bewegen, wie sie sich und andere im Raum wahrnehmen und, letztlich, welche Anstrengungen sie unternehmen, um das bedrohliche, fremde „Draußen“ zu kontrollieren und auch draußen zu halten (ebd.).

„Man konnte nicht mehr sagen, ich nehme einen Wagen und fahre raus. Jede Bewegung wurde angemeldet in einem *Security center* [...] dann wussten die, dass man draußen war, dann musste man sich anmelden, wenn man am Ziel angekommen war, wenn man wieder losgefahren ist, wenn man wieder reingekommen ist [...] Man durfte auch nirgendwo aussteigen, durfte nicht alle Ziele anfahren. [...] Sie müssen ja immer den Überblick haben: Wenn es irgendwie knallt, wo sind Ihre Leute? Wenn Sie zwanzig unterwegs haben, kriegen Sie das schneller auf die Reihe, als wenn Sie ein paar Hundert – wo sind die jetzt alle?“ (Interview Jochen Pahlmann)

Je weniger Leute draußen, also in einem unkontrollierten Bereich sind, desto eher lassen sie sich in Gefahrensituationen überblicken und letztlich retten. Entsprechend muss, wer den ureigenen Bereich verlassen möchte, einen formalen und hierarchisch organisierten Prozess durchlaufen. Er muss seinen Aufenthalt draußen beantragen und begründen.⁶³ Und wer dann draußen ist, ist mit einer Nummer nicht nur eindeutig identifizierbar, sondern unterliegt auch in der Ferne noch der wachsamen Aufsicht.⁶⁴

Für diejenigen, die derartige Fahrten „raus“ planen oder entscheiden, birgt die Verknüpfung von „draußen sein“ und „Gefahr“ große Verantwortung. Auch für die CIMIC-Trupps ist der Entscheidungsprozess, wer wann wie raus fährt, formalisiert. Werner Petzold muss die Erlaubnis des Kommandeurs einholen und ihm gegenüber begründen, warum er „rausfahren“ bzw. seine CIMIC-Trupps rausschicken will. Letztlich fühlte er sich aufgefordert, mit jeder „Fahrt nach draußen“ immer auch die „letzte Konsequenz“ mitzudenken und die mögliche Verwundung, den möglichen Tod von Soldaten zu rechtfertigen. Vom Kommandeur mindestens implizit vor die

63 Ein Prozedere, das in anderer Form auch in weniger gefährlichen Situationen für andere gilt. Für mich als Uniangestellte galt nicht zuletzt aus versicherungstechnischen Gründen ja auch: Immer bei Abwesenheit von Arbeitsplatz musste ein Reiseantrag gestellt werden, der den zeitlichen und räumlichen Rahmen darstellte und den konkreten Anlass/die konkreten Gründe für die Reise nannte. Allerdings mit einem ganz anderen Gewicht: Mein Antrag war eher Formsache, die nur einmal in sechs Jahren die Frage der Verwaltung nach sich zog, wie ich denn trotz Reise meinen anderen Arbeitspflichten nachkommen könne (was ich sofort interpretierte als „da ist jemand neu in der Verwaltung und weiß noch nicht, dass diese Anträge Formsache sind“). In der von Jochen Pahlmann beschriebenen Situation aber kann das Gesuch aufgrund der befürchteten Gefahr durchaus abgelehnt werden, womit das eigene Aufenthaltsbestimmungsrecht stark eingeschränkt wird. Das Gefühl von Unfreiheit qua Abhängigkeit von Vorgesetzten/Regeln/unwägbareren Vorgängen und plötzlich eintretenden Ereignissen ist immens.

64 Manchmal gilt diese wachsame Aufsicht auch ganz alltäglichen Dingen, etwa was wann und wo gegessen wird, wie CIMIC-Soldaten erzählen.

Frage gestellt, ob sich für seinen Wunsch „raus“ zu fahren, für seine CIMIC-Aktivitäten der Tod eines Kameraden lohnt, überrascht es nicht, dass Petzold die Entscheidungssituation mit einem Lähmungsgefühl beschreibt. Der Kommandeur stellt ihn vor ein schier übermächtiges Dilemma. Wer möchte darauf schon mit „Ja“ antworten? Gerade wenn der Tod und die Verwundung deutscher Soldaten erst in den letzten Jahren in der deutschen Öffentlichkeit und organisationsintern zum Thema werden und „Normalität gewinnen“ und es deshalb Tote um jeden Preis zu vermeiden gilt?

Für Martin Goset jedenfalls war die Beschränkung auf das Bundeswehrlager zwar nicht einfach, aber rauszufahren als solches hätte für ihn keine Priorität gehabt: „Also ich habe draußen nicht vermisst, sagen wir mal so, nicht unbedingt, (JB: Hm-m, hm-m) also jetzt schon mal erst recht nicht, um irgendein Risiko einzugehen.“ Für mich ist in diesem Zitat das Wörtchen „unbedingt“ entscheidend. Für Martin war es ein Abwägen, ob sich das Rausfahren lohnt bzw. wie wichtig es ist. Und es ist wichtig, die mangelnde Bewegungsfreiheit ist etwas, das man nicht möchte. Denn das „rausfahren dürfen“ macht etwas mit einem, so Ulf Rohm: „Gut ging es uns insofern, als dass wir jederzeit rausfahren konnte. Was so ein normaler Landser, sag ich mal, natürlich nicht darf.“ Rausfahren, sich draußen bewegen tut gut, und doch nimmt man in Kauf, es nicht zu tun – besonders da Rausfahren ein Risiko bedeutet hätte, und zwar das Risiko verwundet oder getötet zu werden, und das war die Bedingung, unter der er bereit war, „drinnen“ im Feldlager zu bleiben.⁶⁵

Sicherheitsbedenken sind wahrscheinlich der wichtigste Faktor für die Standorte und die mangelnde Bewegungsfreiheit von Intervenierenden. Sie sind aber nicht der einzige. So sind viele Not- und Entwicklungshelfer im ländlichen Raum und oft oh-

65 Diese Abwägung, die Intervenierende mit Leitungsfunktion und insbesondere Soldat_innen treffen, scheint mir eine nahezu unmögliche. Wann ist das Rausfahren Leben wert? Aus juristischer Perspektive schreibt Janina Gauder dazu: Ein Befehl, der den Einsatz des Lebens in sich birgt, ist nur dann zulässig, wenn keine Einsatzbefehle möglich sind, die die Soldaten weniger belasten, d. h. keine Lebensgefahr bedeuten, und zugleich ebenso wirksam sind. Eine „das Leben der Soldaten generell und einseitig ‚schonende‘ Befehls- und Einsatzführung“ würde den Erfolg militärischer Bundeswehroperationen bereits kurzfristig stark gefährden. Gauder fügt jedoch hinzu: „Allerdings gibt es eine Grenze, die nicht überschritten werden darf: Das sichere Opfer des Lebens der Soldaten darf der Staat nie verlangen. Der Soldat ist nach wie vor ein Subjekt und kein Objekt der Gefechtsführung, das als Mittel zum Zweck eingesetzt werden kann. Wenn in diesem Sinne einem Vorgesetzten schon vor Erteilung eines Einsatzbefehls eindeutig klar ist, dass der oder die Soldaten nicht lebend vom Einsatz zurückkommen werden, liegt es sehr nahe, dass der Befehl unverhältnismäßig ist.“ (Gauder 2010: 133)

ne große Verkehrsinfrastruktur tätig. Man ist oft weit ab vom Schuss und hat weite Wege bei wenig bzw. schlecht ausgebauter Infrastruktur.⁶⁶

Leben auf engem Raum. Kaum Grenzen nach „innen“.

Wie oben beschrieben bewegen sich Intervenierende häufig in einem eigenen Bereich und sind beim Arbeiten, mehr noch im Wohnen meist unter ihresgleichen. Machte man eine Skala auf, fänden sich Mitarbeitende in der bilateralen Entwicklungszusammenarbeit oder Polizist_innen in unsicheren, aber nicht aktuell kriegsgeprägten Kontexten am einen Ende – mit eigenem/individuellem Haus oder Wohnung und Büro im Ort. Meist individuell entsandt und mit eher wenigen internationalen Kolleg_innen haben sie noch am ehesten Bewegungsfreiraum und Raum für sich. In akuten Konfliktsituationen und ländlichen Arbeitskontexten steigt die Wahrscheinlichkeit, Büro und Unterkunft nah beieinander zu haben sowie mit den

66 Wie zu Beginn dieses Unterpunkts in der Auffächerung von Nina Lepkowskis „raus“-Gebrauch bereits erwähnt wurde, sprechen Entwicklungshelfer_innen über den Interventionsalltag hinaus davon, „rauszugehen“, wenn sie von ihrer Ausreise von Deutschland ins jeweilige Einsatzland erzählen – man geht „raus“ in die Elfenbeinküste, den Tschad oder nach Afghanistan, um nur wenige Beispiele zu nennen. Dabei ist ein solches „Rausgehen“ im Sinne dessen, im Ausland tätig zu sein, nicht für alle Intervenierenden gleichermaßen normal und legitim. Für Entwicklungshelfer_innen ist das „Rausgehen“ maßgeblich – Entwicklungszusammenarbeit wird nicht in Deutschland, sondern anderswo gemacht. Ähnlich ist es in der diplomatischen Zusammenarbeit und der humanitären Hilfe, wobei das THW eine Sonderrolle einnimmt, ist es doch erste Anlaufstelle für Katastrophen innerhalb Deutschlands. Die Bundeswehr wiederum darf nur in Ausnahmefällen im Inland eingesetzt werden und trotzdem sind Einsätze im Ausland im Grundgesetz nicht vorgesehen. Sie waren bis Anfang der 1990er Jahre eher die Ausnahme und wurden daher in den vergangenen 20 Jahren in der Öffentlichkeit besonders ausführlich und gewissenhaft begründet. Der hauptsächliche Auftrag der Bundeswehr ist weiterhin die Landesverteidigung und doch haben sich Auslandseinsätze zur erwartbaren Normalität entwickelt. Organisationsintern gilt eher, dass man rechtfertigen muss, nicht im Einsatz gewesen zu sein. Zumindest begründeten Soldaten, die nicht im Auslandseinsatz waren, dies ausführlich: Er sei gesundheitlich für nicht tauglich befunden worden, sei vor der Verlegung der Einheit ins Ausland zu einer anderen versetzt worden, wurde woanders gebraucht. Ähnlich wie unter Entwicklungs- und Nothelfern in Erfahrung gebracht wird, „wer wann wie lange wo war“ und derjenige am meisten Respekt erwarten kann, der lange vor Ort im Einsatz war, wird auch unter Bundeswehrsoldaten anscheinend der besonders angesehen, der nicht nur auf dem Balkan eingesetzt war, sondern mindestens noch vor der Küste Somalias, eigentlich in Afghanistan. Wer zwei oder drei Mal in Afghanistan ist, hat am meisten *street credibility*.

Kolleg_innen auch zusammenzuwohnen. Madlen schildert eine solche Wohnsituation – im *Compound* zusammen mit allen anderen Mitarbeitenden der UN-Mission. Außerhalb zu wohnen wäre nicht infrage gekommen, weil es keine Häuser gab, die den UN-Sicherheitsstandards entsprochen hätten. Sie fährt fort:

„Und deswegen hat sich das äh da oben tatsächlich alles im *Compound* abgespielt. (JB: hm-m) (2) Ja, und so war alles unter einer Bude, die zivilen, Polizei, Justiz, Militär, wie gesagt das bewaffnete Bataillon war alles in einem *Compound* untergebracht und jeder kannte jeden. [...] von daher ähm spielte sich das Leben, dein eigenes Leben tatsächlich eben im *Compound* ab, bis auf die Tatsache, dass du halt einmal- manchmal, wenn irgendwas Außergewöhnliches passiert ist, zweimal dienstlich raus bist, aber meistens nur einmal.“ (Interview Madlen Schader)

Gerade das Privatleben, das Leben nach Dienstschluss spielte sich für Madlen nahezu ausschließlich innerhalb des *Compounds* ab. Ab und zu habe sie mal in einem Ort Brot kaufen können, hätte eine E-Mail nach Hause geschickt oder auch mal telefoniert, „aber ansonsten saßt du dann mit deinen Kollegen zusammen.“ Während man sich zu Hause in Deutschland zumindest nach der Arbeit aussuchen kann, mit wem man seine Zeit verbringt, ist das im Interventionsalltag nur bedingt der Fall. Larissa Fast fasst zusammen:

„In many emergency contexts, expatriate aid workers share work and living spaces, working in an office and sharing ‚guest houses‘, compounds with separated and common living spaces (e.g., kitchens, washing facilities, or gardens) that agencies rent to accommodate multiple staff members. Thus, the boundaries of their social, professional, and private lives are porous, and truly private time and space can be difficult to find.“ (Fast 2014: 141)⁶⁷

Arbeiten und Wohnen am selben Ort sowie das gemeinsame Wohnen hat das Überlappen von Arbeits- und Freizeiträumen zur Folge. Und es bedeutet, dass die Grenzen zwischen Beruflichem und Privatem verwischen. Das berufliche Umfeld beginnt bereits auf dem Weg zum Frühstück, wie Christopher Schiefer schildert: „Dadurch, dass man in der Liegenschaft wohnt, ist man sofort im ganzen Geschehen drin. [...] Das heißt, selbst auf dem Weg von der Unterkunft zur Küche, da können schon die ersten Gespräche laufen. Sei es, dass man sich für den Tag abspricht, ein Thema vom Vortag nochmal aufgreift.“ Mit Verlassen der Unterkunft ist Christopher Schiefer quasi bei der Arbeit, so wie viele andere Intervenierende auch.

Egal ob Soldaten und THWler, die größtenteils als Gruppe entsandt werden oder Fachleute, die individuell in EU- oder UN-Friedensmissionen geschickt wer-

67 Siehe auch Smirl 2012: 237.

den: Oft ist der gesamte Alltag von Intervenierenden von der Nähe zu den direkten Kolleginnen und Kollegen geprägt. Die ständige räumliche Nähe bringt es mit sich, dass man nicht nur tagsüber bei der Arbeit zusammen ist, sondern auch nach Feierabend bzw. Dienstschluss. Das gilt interessanterweise sowohl für die, die in der Gruppe einreisen, arbeiten und wohnen als auch für die, die als Einzelpersonen kommen.

In der Gruppe einzureisen, zu arbeiten und zu wohnen ist dabei nicht auf Soldat_innen beschränkt. Es kann für Nothelfer_innen und teilweise UN-Mitarbeitende genauso der Fall sein, wobei die Unterbringung von allen in einem großen Camp über individuelle Container über zwei Personen pro Container bis hin zu acht oder zwölf Menschen auf Feldbetten im Zelt reicht. Franz Müller meint, dass der Unterschied ggf. darin liege, dass Soldat_innen eine derartige Unterbringung gewohnt seien – es ist nicht schön, aber normal: „Privatsphäre ist natürlich nicht. Nur als Soldat kennt man das ja. Allein wäre es schöner, aber [...] diese Enge ist für den Soldaten eigentlich kein Problem, weil er es sowieso kennt.“ Ähnlich mag es noch den THW-Mitarbeitenden gehen, die im Team ausreisen, um für kurze Zeit (maximal ein paar Wochen) irgendwo eine Aufgabe zu übernehmen. Auch sie sind gewohnt, im Zelt mit mehreren anderen zu schlafen sowie sich auch sonst im Gruppenkontext zu bewegen.

Wie gruppenbezogen sind dann diejenigen Intervenierenden aus der Entwicklungszusammenarbeit, die in der Regel als Einzelpersonen entsandt werden? Sie arbeiten teilweise als einzige internationale Kraft, teilweise mit anderen internationalen Kolleginnen und Kollegen zusammen. Anders als Soldaten oder UN-Missionsangehörige sind sie in der Regel nicht in einem großen Lager untergebracht, sondern können ihre Unterkunft unter Erfüllung bestimmter Maßgaben frei auswählen. Trotzdem ist es üblich, mit *Peers* zusammen zu wohnen. Viele bilden Wohngemeinschaften mit anderen internationalen Kolleginnen und Kollegen und verbringen auch ihre Freizeit mit diesen. Zusammen zu kochen, etwas zu spielen oder Sport zu treiben, einen Film auf DVD anzugucken sind typische gemeinsame Abendbeschäftigungen, wie in anderen Wohngemeinschaften auch.

Aus der räumlichen Nähe entsteht entsprechend auch oft das Gefühl, sich nah zu sein und Halt in den anderen zu finden. Ähnlich formuliert es auch Lisa Smirl für die von ihr untersuchten Nothelfer. „Im Feld“, d. h. während der Zeit im Einsatz seien diese ständig mit anderen Internationalen bzw. Missionsangehörigen zusammen. Auch aufgrund der „close-knit living situations“ komme man sich schnell nahe und wachse zusammen – die Kollegen werden zur Familie, Privatsphäre und Raum für sich werden rar, so Smirl (2012: 236; u. a. in Bezug auf Cain/Postlewait/Thomson 2006). Entsprechend gebe es eine „strong social boundary formation that occurs between internationals in the field“ (Smirl 2012: 236).

Viele Intervenierende wollen ihren *Peers* nah sein. Anderen mobilen Internationalen, die ebenfalls für eine begrenzte Zeit in diesem bestimmten geographischen

Interventionskontext sind, denen sie geteilte Erfahrungshintergründe zuschreiben. Die imaginierten wirkmächtigen Gemeinsamkeiten erleichtern die Kommunikation, entlasten das eigene Handeln, insofern sie nahelegen, dass es Selbstverständlichkeiten gibt, auf die man vertrauen kann. Für viele sind die *Peers*, die direkten, internationalen Kolleginnen und Kollegen die wichtigste Bezugsgruppe. Wenn Andreas Fechtner von seinem Tagesablauf erzählt („jeden Tag immer gleich“), spielt die THW-Gruppe eine ganz zentrale Rolle. Auf meine Frage nach Orten, an denen er sich aufgehalten hat, antwortet er mit einem Verweis auf die Gruppe. Jede Mahlzeit wird zusammen eingenommen, immer von allen gemeinsam, (fast) ohne Ausnahme. Man arbeitet nicht nur zusammen, man verbringt auch jede andere Minute zusammen. Es ist ein enger sozialer Rahmen, den Fechtner beschreibt. Auf das Team kann man sich verlassen. Der Austausch ist einerseits ein professioneller: Man informiert sich gegenseitig, stimmt sich ab, so dass jede und jeder seinen Teil gut beitragen kann und gleichzeitig der Blick für das Ganze da ist. Und der Austausch ist andererseits ein menschlicher: Er stiftet ein Gemeinschaftsgefühl, Zusammengehörigkeit. Die verwischten Grenzen zwischen Berufs- und Freizeit und das Fehlen von Privatsphäre können zugleich nachhaltig irritieren. Werner Petzold erzählt:

„Ich habe 2006 in Kunduz (JB hustet) im Feldlazarett hab ich hab ich meinen Blinddarm verloren, ich hatte eine Blinddarm-OP in diesem Lazarett da. Ich habe mich noch nie so wohl gefühlt in diesem kleinen schnuckeligen (JB lacht) – mit dem ganzen Ärzteteam, die ansonsten nichts zu tun haben, (JB lacht) waren sie auf einmal – der der Chirurg war total begeistert, endlich was zu tun, die Anästhesistin war begeistert, endlich was zu tun, ja? (JB: super) Ja. (1) Also- (1) (JB: ja, aber-) und a- (JB: ja? entschuldigung) und abends hat man sich dann in der Betreuungseinrichtung an der Bar gesehen und (1) na wie geht's, alles frisch? Ja, geht so, alles klar (zwei?). Ein irres Gefühl, ja (JB: Hm-m). Also (1) – JB: Auch nach der OP sozusagen?

WP: Ja, ja, genau, diese diese (JB: Nachbetreuung, kichert) dieser unglaubliche, dieser unglaubliche Gedanke, ja, wo Sie sonst – aus dem Krankenhaus werde ich entlassen, (1) aber da laufen ihnen die gleichen Leute, die – unter deren Messer Sie gelegen haben (JB lacht auf), die sitzen dann da abends da (1) es ist- also ei- eine- eine seltsame Stimmung, wie gesagt, ich möchte (1) überhaupt nichts auf die Kameraden kommen lassen, ja, das war also – es war kein Notfall, aber (1) ich hatte Schmerzen, er hat gesagt, wir gucken rein, ja, es war entzündet. Und es hätte – ja. (JB: ja, ist ja gut). Ja ja.“ (Interview Werner Petzold)

Das vertraute Miteinander schon im Rahmen der Untersuchung und der Operation erscheint Petzold geradezu absurd. Immer noch mit einem gewissen Unglauben und Amusement in der Stimme schildert er die außergewöhnliche Situation, derart freudig als Patient begrüßt und zugewandt-persönlich betreut zu werden. Zuhause in Deutschland, klingt da mit, wäre das anders gelaufen – zum einen hätte das Ärzteteam eher genug zu tun gehabt und in ihm als Patienten kaum eine willkommene

Abwechslung gesehen⁶⁸, zum anderen wäre man sich anschließend nicht auch noch in der Kneipe begegnet. Die Kamerad_innen nach dem operativen Eingriff abends beim Bier wiederzusehen, irritiert Petzold nachhaltig. „Unglaublich“ sei der Gedanke, den Menschen in einem solch vertraulichen/privaten Kontext wieder zu begegnen, die einen vorher operiert hätten. „Seltsam“ sei die Stimmung da gewesen. Womöglich ist Krankheit etwas so Persönliches (weil Körperlich-Intimes), dass die verwischten Grenzen zwischen privatem und beruflichem Raum an diesem Beispiel besonders auffallen.

Neben den positiven Effekten kann eine so große räumliche und soziale Nähe anstrengend sein. Die fehlende Privatsphäre, der nicht gegebene Rückzugsraum belasten viele, gerade auf Dauer. Ute Krämer meint, „man überschätzt sich, was das Aushalten der Lebensbedingungen angeht“. Sie vergleicht das Wohnen/Arbeiten in einer UN-Mission mit dem auf Ölplattformen/Bohrinseln: völlig isoliert, auf kleinstem Raum, ohne Ausweichmöglichkeit, immer mit denselben Leuten und das tagtäglich und ohne echte Pause. Gerade bei gemeinsamer Unterbringung ist die Nähe zu den Kolleginnen und Kollegen eine, die man sich nicht aussucht, sondern die der Einsatzkontext quasi automatisch mit sich bringt und die als solche nicht immer einfach ist. Auch weil man mit anderen schwierigen Bedingungen rechnet – zu viel und belastende Arbeit, Bedrohung durch kriegerische Gewalt, Isolation wegen ländlicher Strukturen, neigt man dazu, das Miteinander im Team zu unterschätzen, so Thomas Eben: „Ein (1) Knackpunkt, den man sich gar nicht so klarmacht, ist, (1) im Team zurecht zu kommen [...] immer nur ab 18 Uhr oder ab 17 Uhr in deiner, in deinem (räuspert sich) *Compound* bist, mit den anderen drei Gesichtern, die du jeden Tag siehst, (JB lacht) ob sie dir gefallen oder nicht.“ Während man sich zu Hause noch aussuchen kann, mit wem man die Zeit nach Feierabend verbringt und es eine gewisse Abwechslung und Mischung gibt, was die Personen betrifft, von denen man umgeben ist, kann man im Einsatz nicht einfach „nach Hause gehen“ (Thomas Eben), sondern muss irgendwie damit umgehen lernen. Die räumliche Nähe im Interventionsalltag fordert also deutlich mehr Frustrationstoleranz und soziale Kompetenz als das Leben zuhause.

Darüber hinaus entwickeln Intervenierende viele Strategien, um mit der Enge und Nähe und Grenzenlosigkeit umzugehen. Sie ziehen eigene Grenzen. Sie schaf-

68 Dass das Ärzteteam wenig zu tun hat und deshalb so alltägliche Eingriffe wie eine Blinddarm-OP vornimmt, kann offenbar auch kritisch gesehen werden, wie Petzolds Versicherung am Ende des Zitats andeutet, er wolle „überhaupt nichts auf die Kameraden kommen lassen“. Hier blitzt die Ambivalenz solcher groß angelegten, militärischen Einsätze auf: man hält zugleich die ganze Infrastruktur samt Ärzteteam bereit, was viel (Steuer-) Geld kostet, und freut sich zugleich, wenn es nicht gebraucht wird, weil keiner verwundet wird.

fen sich Rückzugsorte – die einen in einem eigenen Haus, das sie nur mit wenigen anderen, teils selbst ausgesuchten Kolleg_innen teilen, die anderen – weil sie an die Gruppenunterkunft gebunden sind, ziehen sich für bestimmte Zeit aufs „stille Örtchen“ zurück oder erklären das tägliche Duschen zum Entspannungsritual, währenddessen sie sich auf sich selbst konzentrieren können. Viele ziehen sich gedanklich aus ihrer Umgebung raus – lesen, gucken Filme, und bewegen sich so zumindest in ihrer Vorstellungskraft an anderen Orten. Wer kann und darf, tut das aber auch in *real life* und verlässt regelmäßig das Land. Je nach ‚Härte‘ des Einsatzortes gehören Erholungsaufenthalte außerhalb des Einsatzlandes für UN-Angehörige, EZ-Personal, Polizisten selbstverständlich dazu. So hatten Polizisten in Afghanistan alle zwei Monate eine Woche Urlaub („civilian time off“); „Die UN-Kollegen in Afghanistan z. B. die mussten alle sechs Wochen oder acht Wochen raus.“ Tatsächlich ist diese Auszeit keine Entscheidung der Mitarbeitenden. Sie haben die Pflicht, regelmäßig rauszugehen „to rest and recover“, also um zu ruhen und sich zu erholen. Da ist es doch bemerkenswert, dass Soldaten keine solche Auszeit haben. 24 Stunden Dienst, sieben Tage die Woche. Georg Wälder sagt, die Belastung sei groß, „weil man eigentlich nie aus dem d-d-Dampf rauskommt“. Dafür ist die „Stehzeit“ kürzer. Nimmt man die Erfahrung von Maria Ludwig in den Blick, braucht es interessanterweise aber nicht mal die gemeinsame Unterbringung, damit die Nähe zu den Kollegen irritierend groß wird. Sie hatte, wie alle ihre Kolleg_innen bei Gericht, im Kosovo eine eigene Wohnung und erzählt dennoch:

„Auf Dauer gibt das Lagerkoller, da muss man gegenarbeiten. [...]

JB: Weil man sonst sehr beschränkt ist auf den Kreis von Menschen, den man sieht.

ML: Ja, und das reibt sich dann. Also ich glaube, bei so einer Mission hat man mehr Ärger mit den Missionsmitgliedern als allen anderen draußen.“ (Interview Maria Ludwig)

Ganz unabhängig von gemeinsamer Unterbringung spricht Maria Ludwig von „Lagerkoller“ im Kollegenkreis, gegen den man aktiv angehen muss – schlechte, konflikthafte Stimmung, die vor allem deshalb entsteht und eskaliert, weil man zu dicht aufeinander hockt, sich nicht ausweichen kann und der offenbar auch entstehen kann, wenn man nur (viel) zusammen arbeitet. Hier deutet sich schon an, dass soziale Kontakte bei weitem nicht nur eine Frage der räumlichen Nähe sind.⁶⁹ Große räumliche Nähe kann aber noch mehr bedeuten als Lagerkoller und Frust. Das ständige Beisammensein kann auch bedeuten, dass die Gefahr von Bedrängnis und sexueller Belästigung deutlich höher steigt. Schließlich gibt es kaum Ausweichmöglichkeiten. Madlen erzählt:

69 Dazu mehr in Kapitel 6.2.

„Du kommst in so ein- in so eine Umgebung (JB: hm-m) und es sind halt eben einfach (1) de facto immer noch weniger Frauen als Männer (JB: hm-m) (1) und du wirst gemustert und ähm (1) ja, man versucht dich einfach abzuschleppen. (JB: hm-m, hm-m) Das ist ähm (2) das ist fast Standard. (JB: hm-m, hm-m) [...] manche Offerten sind einfach zu plump und zu scheinbar (JB kichert) und da musst du eben einfach als Frau eben zusammenhalten, ne? (JB: hm-m, hm-m, genau) Und Frauenabende haben und dich an an an Freundinnen orientieren, (JB: ja ja) so, weißt du? Oder dir von einer Freundin Unterstützung holen, wenn es wieder mal einer nicht kapiert? (JB: hm-m) Auch die- auch so eine Situation hatte ich. Also ähm da liegt die Dunkelziffer glaube ich in der UN höher, als man das glaubt.“ (Interview Madlen Schader)

Madlen drückt sich hier noch sehr vorsichtig aus, wenn sie davon spricht, dass eine Frau den „Offerten“ männlicher Kollegen kaum aus dem Weg gehen kann. Die räumliche Nähe zu den Kollegen, die wenigen Möglichkeiten für Distanz und Rückzugsraum bringen für manche Intervenierende tatsächlich Gefahren mit sich, besonders für Frauen. Denn „wenn es wieder mal einer nicht kapiert“, sei der offizielle Beschwerdeweg insofern beschwerlich, als viele Missionskollegen erstmal nach dem Verhalten und der Verantwortung der Frau fragen würden („also du bist diejenige welche, die diese Fragen beantwortet“). Vorsicht zum einen und Solidarität unter Frauen und gegenseitige Unterstützung zum anderen seien da die wirksame, vertrauensvolle Alternative.

Zusammengefasst lässt sich festhalten: Viele Intervenierende bewegen sich in einem klar abgegrenzten geografischen Raum. Häufig liegen Arbeiten und Wohnen, Büro und Unterkunft dicht beieinander, wenn nicht gleich auf demselben Grundstück bzw. im selben Gebäude. Das bewirkt, dass Grenzen zwischen Beruflichem und Privatem verwischen, was teilweise als sehr praktisch, teilweise als seltsam erlebt wird. Die große räumliche Nähe zu den Kolleg_innen hat aber oft auch einen starken Zusammenhalt und eine gemeinsame Identifikation zur Folge. Man fühlt sich einander nah und kann sich stärken, aufeinander achten. Zugleich ist große Toleranz und soziale Kompetenz gefragt, um diese Nähe auszuhalten und keinen Lagerkoller zu bekommen. Denn viele haben nur wenig Intimsphäre und müssen die feine Balance finden, sich auf diese Nähe einzulassen und andererseits an wesentlichen Grenzen festzuhalten bzw. sich ungewollter Nähe zu widersetzen.

5.3.2 Grenzenlos. Zeitempfinden im Interventionsalltag

Auch das Zeitempfinden von Intervenierenden ist von Grenzen und Grenzenlosigkeit geprägt. Da ist einerseits der klare Zeithorizont – bis auf langjährige Mitarbeitende in regulären EZ-Zusammenhängen haben alle Intervenierenden eine klare Vorstellung davon, wie lange sie vor Ort sein werden. Für die einen steht der Abrei-

setag bereits vor der Ankunft fest, andere wissen zumindest um ihre Vertragsdauer und damit ihre Aufenthaltsdauer. Und dieser Zeithorizont schwingt mit: „Da war schon klar, dass ich gehe“ sagt Maria Ludwig über eine Entscheidungssituation, in der sie einen Konflikt letztlich nicht eskalierte, weil sie wusste, dass sie bald abreisen würde. Andererseits haben viele das Gefühl einer grenzenlosen Zeit, eines Alltags, in dem bekannte zeitliche Grenzen verschwimmen oder nicht mehr greifbar sind. „Und täglich grüßt das Murmeltier“ nennt es einer der Soldaten; in meinen Worten „eigentlich ist kein Tag wie der andere, aber alle sind gleich“. Routine und ein fester Tagesablauf sind für viele Alltag. Auch wenn man sich auf Überraschungen oder Unberechenbarkeiten einstellen muss, kann sich eine gewisse Eintönigkeit einstellen.

Ganz wesentlich für das Zeitempfinden von Intervenierenden ist das Verhältnis von Arbeitszeit und Freizeit, genauer gesagt die Abwesenheit von echter Freizeit. Das lässt sich an verschiedenen Aspekten festmachen. Zum einen arbeitet die Intervenierende potenziell rund um die Uhr. Auf meine Frage, wo und mit wem sie ihre Freizeit verbracht habe, sagt Anna Goschen:

„Wir haben keine Freizeit (JB lacht auf). Muss ich ehrlich sagen [...] also man kann froh sein, wenn einer dann die Hälfte abarbeiten kann, aber Freizeit gibt es nicht viel. [...] Äh, selten. Selten. Meistens fällt man todmüde ins Bett abends und geht am nächsten Morgen wieder raus. Hat an einem Ort drei Tage (JB: Hm-m). Fährst dann zum nächsten Ort.“ (Interview Anna Goschen)

Viele möchten die Zeit vor Ort möglichst gut nutzen. Anstatt sich Zeit einzuräumen bzw. Zeit einzufordern, um Abstand von der Arbeit zu gewinnen, räumlich und emotional, steht der Job für viele im Mittelpunkt. Anna Goschens Schilderung ist typisch und das relativ berufsübergreifend. Jochen Pahlmann formuliert es so: „Der Tagesablauf hat sich nach dem gerichtet, was zu tun war. Und es war in der Regel immer relativ viel zu tun.“ Auch Anne-Meike Fechter (2012: 1392) stellt fest, dass „the split between home and office is much harder to maintain where most of the life of staff members centres round the job.“ Eine Grenze findet die Arbeit manchmal erst dann, wenn die äußeren Umstände es einfordern, so Michael Kubos:

„(Es) ging morgens um acht los (JB: hm-m) und je nachdem (1) endete ja nie, weil du dann in dein *Guesthouse* gefahren bist, E-Mail-Verkehr und Berichte schreiben, hast du ja trotzdem weitergemacht [...] um null Uhr, weil da der Generator ausging. (JB: hm) Und dann gab's keinen Strom mehr. (JB: hm-m) (2) Ja, und dann hätte man vielleicht noch am Laptop Berichte schreiben können, aber irgendwann ist auch Schluss.“ (Interview Michael Kubos)

Offenbar, und da ist er nicht der einzige, hat Michael regelmäßig das Gefühl gehabt, da geht noch mehr: Der Job „endet ja nie“. Der Job, der zu Hause möglicherweise

seine Grenze darin haben könnte, dass private Verpflichtungen wie Familie oder Freunde auf einen warten bzw. sich anderes als der berufliche Kontext zum Leben anbieten, findet im Interventionsalltag kein Ende. Anne-Meike Fechter (2012: 1392) führt dies für die von ihr untersuchten EZ-Mitarbeitenden auf eine Kombination aus persönlichem Pflichtgefühl und dem Wohnen in Übersee zurück, die „exceptionally close linkages between the personal and the professional for international aid workers“ zur Folge habe. Im Gegensatz zu *corporate expatriates* wollen sie das Leben anderer verbessern (eine nie endende, beseelende Aufgabe), im Gegensatz zu daheim arbeitenden NGO-Angestellten sind sie weit weg von Zuhause, von Familien-/Freundes-Netzwerken.

Schaut man genauer hin, ist die Frage nach der Freizeit insofern eine sehr zwiespältige Frage. Für viele ist es anstrengend, keinen Abstand von der Arbeit zu kriegen, keine echte Pause, keine echte Auszeit zu haben. Insofern wäre es gut für jede/n Einzelne/n, Abstand zu gewinnen. Aber offenbar ist es eine zwiespältige Sache. „Man kommt gedanklich nicht raus.“ vs. „Man will gedanklich nicht raus.“ Christopher Schiefer erzählt, dass er es schwierig fand, richtig Mittagessen zu gehen, weil der Tag dann so unterbrochen worden wäre. Lieber sei es ihm gewesen, nicht so rauszukommen aus der Arbeit und abends eine Pause zu machen. Da ist ein Film oder ein Buch abends vor dem Einschlafen das effiziente Mittel der Wahl, um runterzukommen und nochmal kurz den Kopf zu leeren. Vielen geht es so wie ihm oder Anna Goschen oben, dass sie quasi ihren Aufenthalt lang durcharbeiten und erst anschließend durchschnaufen. Das lese ich auch in der gemeinsamen Erzählung von Stefan und Ulrike, die von ihren Versuchen berichten, private Kontakte nicht nur zur afghanischen Dorfbevölkerung, sondern auch zu anderen „Ausländern“ zu knüpfen:

„U: Und dann gibt es auch Ausländer, die eben nur arbeiten und nicht in Afghanistan leben. Die sind ja dann immer weg, sobald sie frei haben. Und die haben auch kein Interesse gehabt. [...]

S: Also bei GTZ würde ich sagen, war es ungefähr vielleicht zwei Drittel, die halt nur gearbeitet haben dort. Und ein Drittel, die auch ein bisschen versucht haben in Afghanistan zu leben. Jetzt so grob. Mein Gefühl.

U: Ja und die haben auch kein Interesse dann. Wenn die viel arbeiten dann.

S: Die wollen dann abends nichts machen.

U: Die wollen dann raus aus dem Land.

S: Ich habe manchmal versucht welche einzuladen, die haben meistens dann gesagt „Das wird mir zu viel. Ich will jetzt mein Ding durchziehen und dann wieder nach Deutschland.““ (Interview Stefan und Ulrike Gelsen)

In Stefans und Ulrikes Verständnis ist es die überwiegende Mehrheit, in diesem Fall an GIZ-Mitarbeitenden, die sich in hohem Maße auf die Arbeit konzentrieren wol-

len und sich für anderes keine Zeit nehmen. Zum ‚Leben‘ würde deutlich mehr gehören als Arbeit, nämlich auch Kontakte zu knüpfen, in Beziehung zu treten, sich anders als in der beruflichen Rolle zu präsentieren. Statt darauf Energie zu verwenden wird die Aufgabe durchgezogen, mit Konzentration, Anstrengung und Kraft zum Ende gebracht. Die Zeit vor Ort ist nicht Teil des normalen Lebens, sondern Ausnahmezustand. Das wird auch im Interview mit Kurt Zehlen deutlich. Auf meine Frage, was er in seiner Freizeit gemacht habe, antwortet (auch) er:

„Sie haben keine Freizeit in dem Sinn. Also eigentlich arbeiten Sie rund um die Uhr, Sie sind immer da. [...] wenn Sie mit einer größeren Helfergruppe da sind, gibt es immer mal so Grüppchen, die Karten spielen, oder lesen oder Radio hören. [...] es gibt auch die Situation, dass man mal mit den Flüchtlingskindern Fußball spielt oder dass man einfach auch sich irgendwo hinsetzt und mit den Einheimischen was redet, also das ist eigentlich vielfältig. Aber so eine Arbeitsteilung wie wir das hier haben, acht Stunden arbeiten und dann Feierabend, das gibt es in der Regel nicht. Im Sudan haben wir mal versucht, einfach weil die Projekte vier Wochen liefen, [...] da ein Ausflugsprogramm zu machen. [...] aber da sind die Helfer meist nicht zu in der Lage, weil das zu anstrengend ist. Man ist da voll drin. Das sieht man auch an den Menschen, wenn man Fotos sieht [...] man ist da schon voll mit den Problemen beschäftigt.“ (Interview Kurt Zehlen)

Freizeit wäre etwas, wo man wirklich rauskommt und abschalten kann. Aber die THWler sind „immer da“, kommen nicht raus. Sie finden etwas Zerstreuung beim Kartenspielen oder lesen, aus ihrer professionellen Rolle bzw. dem professionellen Kontext lösen sie sich dabei nicht wirklich. Entsprechend ist die Aufnahmefähigkeit und -bereitschaft begrenzt. Zudem ist die Arbeit körperlich anstrengend und es ist viel zu tun. Selbst wenn man zwischendurch mal länger mit dem Auto unterwegs sei und anhalte, um eine Pause zu machen, schalte man nicht einfach ab, so Kurt Zehlen:

„Wenn Sie dann in so ein Haus kommen, und sehen ein Kind hat auf eine Tür mit Kreide Flugzeuge und schießende Menschen gemalt, dann haben Sie das zwar nicht selber erlebt, aber das Kind hat es ja erlebt, sonst wüsste es das nicht, dass es das gäbe und hätte es da auf die Tür gemalt. Und so gibt es schon so Wechselwirkungen, die einem ganz nahe gehen.“ (Interview Kurt Zehlen)

Die Gewalt, das Leid sind immer spürbar. Diese Grenzenlosigkeit der Arbeit, der Belastung wird auch im Gespräch mit Christopher Schiefer deutlich. Ich beharre mit meinen Formulierungen auf einer Art Arbeit/Freizeit und frage „Wann hört der Tag dann auf?“ Er seufzt und sagt:

„Wenn ich ehrlich bin, wenn ich in den Flieger steige. Wenn ich wieder nach Hause fliege. Man muss manchmal aufpassen, dass man kleine Freiräume sich hält, dass man mal fünf Minuten abschalten kann, ne Viertelstunde ist da schon viel, [...] vielleicht muss man sich irgendwann in der Woche auch mal zwingen zu sagen, jetzt lese ich nicht noch den Bericht, sondern jetzt höre ich mal fünf Minuten Fernsehen oder lese mal ein Buch oder schreibe mal einen Brief, aber richtig aufhören tut es nicht. Das kann auch sein, dass man nachts im Bett und eigentlich schon tief und fest schlummert und sich wundert, wer da gerade wieder am Bett ruckelt und wem einfällt, durch die verschlossene Tür zu kommen, bis man feststellt, der da ruckelt, der ruckelt im ganzen Lager, weil das ist ein Erdbeben. Super. Oder draußen knirscht oder knallt es wieder, weil irgendwelche Vollpfosten einfach so anfangen und Gerät über den Zaun schießen. Da ist man live drin, da kann man nicht sagen, dreh dich um und schlaf weiter. Das geht nicht. Da ist man drin. [...] es ist schwer zu vermitteln. Was viele auch nicht so ganz nachvollziehen können, was die Belastung ausmacht. Weil ich in dem Augenblick dort permanent unter einer gewissen Spannung stehe. Die erhöht sich noch in dem Augenblick, wo ich z. B. das Lager verlasse oder irgendwo hinfahre. Das muss nicht mal eine schlimme Operation sein, das reicht alleine, mich von A nach B zu bewegen, unbekanntes Terrain, wo ich nicht weiß, wie die Leute reagieren, weil man wird als Militär angesehen, Militär ist immer was Komisches, was Fremdartiges [...] dort lebt man als Soldat und wird als solcher wahrgenommen. Diese Wahrnehmung habe ich hier im Inland nicht.“ (Interview Christopher Schiefer)

Die Frage des Loslassens, des Entspannens, des Freimachens ist nicht nur eine der Arbeit. Es ist eine Mischung aus viel Arbeit, Sicherheitsbedrohungen, Sichtbarkeit, Unausweichbarkeit. In echter Freizeit kann man sich aussuchen, mit wem man zusammen ist – viele Intervenierende können das nicht (siehe oben). Das persönliche private Umfeld ist für die meisten nicht da – die Familie, die Freunde. Man kann eben nicht einfach nach Hause gehen. Außerdem ist man in „echter“ Freizeit nicht zwangsläufig mit genau denselben Leuten zusammen, mit denen man auch schon arbeitet – in der Intervention schon.

Die fehlende Freizeit macht sich für manch einen Intervenierenden an der Berufskleidung fest – ein Thema gerade für Soldatinnen und Soldaten. Denn in echter Freizeit trägt man keine Uniform, im Einsatz schon. So findet Werner Petzold meine Frage nach der Freizeit richtig schwierig, er ringt mit dem Wort, möchte es so nicht stehen lassen: „Es ist ja keine Freizeit im Sinne, weil Sie immer – immer wenn Sie den Container verlassen, haben Sie eine Uniform an.“ Diese Vorschrift sei auch auf die angespannte Sicherheitslage zurückzuführen. Während man zum Ende der Mission im Kosovo abends auch mal „zivil“ tragen durfte, sei das angesichts der ständigen Bedrohungssituation in Afghanistan undenkbar gewesen. Die Soldaten mussten ständig Uniform tragen, so Petzold, weil „jederzeit alles passieren“ konnte. Ich höre da raus: Sie sollten sich also auch geistig nicht mal für kurze Zeit auf Freizeit einstellen, sollten eben nicht ganz abschalten, nicht zum Privatmen-

schen werden, sondern immer in der beruflichen Rolle, dem beruflichen Modus verbleiben, um im Bedarfsfall innerhalb von Sekunden handlungsfähig zu sein. Sicherheit, bzw. die Fähigkeit, auf Unsicherheit und Bedrohung reagieren zu können, ist also auch eine Frage der inneren Haltung (weiter unten dazu mehr) – und die wiederum ist Äußerlichkeiten verbunden. Die Uniform markiert „keine Freizeit“. Zu ihr gehört auch die Pflicht, rund um die Uhr eine Waffe zu tragen, wie Georg Wälder erklärt:

„Und beim Militär ist das ganz einfach. (1) Ich kann Dienstschluss nicht haben, solange ich eine Waffe trage, denn die Waffe trage ich nur im Dienst. [...] Selbst wenn wir [in] unseren unsere unsere Schlafräum ging, die Waffe war immer gri- die Pistole war immer griffbereit. Und damit kann man eigentlich nicht [von] Dienstsclu- Dienstschluss sprechen, nicht?“ (Interview Georg Wälder)

Tatsächlich sprechen die Soldaten in unseren Gesprächen meist von „Dienstunterbrechung“ statt Dienstschluss. Zugleich klingen die Schilderungen des Camp-Alltags der „Drinnies“ doch relativ entspannt: Man kümmert sich um Büroarbeit und hat Besprechungen, aber nimmt sich auch mal Zeit für Sport, trinkt einen Kaffee oder abends ein Bier. Am einfachsten ist das noch für die, die in weniger verantwortlichen Positionen tätig sind, wie die Mannschaftsdienstgrade unter den Soldat_innen. Gerade angesichts des Dienstes rund um die Uhr sind solche Ruhephasen wichtig und notwendig, um bei klaren Sinnen zu bleiben.

Die einzigen, die in unseren Gesprächen richtig von „Freizeit“ sprechen, sind Brigitte Pohl sowie Stefan und Ulrike Gelsen, also die Menschen, die sich als Entwicklungshelfer verstehen und zusammen mit ihrer Familie für mehrere Jahre vor Ort leben. Die Familie macht einen immensen, wenn nicht den entscheidenden, Unterschied, bedeutet sie doch schlichtweg, dass sich Intervenierende aus ihrer professionellen Rolle und dem beruflichen Kontext herauslösen müssen und zugleich können, weil ihnen ein anderes Umfeld zu Verfügung steht. Sie sind aber auch diejenigen, die den Job in dem Wissen antreten, ganz vor Ort zu leben, nicht regelmäßig heimzukehren, und das auf mehrere Jahre. Insofern ist es nur vernünftig, sich andere Kontexte zu schaffen bzw. diese zuzulassen. Das mag schwerfallen, wie an den oben zitierten Fällen von Anne-Meike Fechter (2012) deutlich wird, aber es ist möglich. ... und sei es, weil man möglicherweise vorher um das Thema weiß und seinen Arbeitsvertrag entsprechend verhandelt – wie Simon während seiner Zeit in den Besetzten Gebieten:

„JB: Das heißt, dein Arbeitstag war irgendwann zu Ende?“

SR: Ja, erstaunlich früh. [...] deutsche Beamte, das war schon so, wie man sich das vorstellt-

JB: Die haben dann um 16.30 Uhr oder was den Stift fallen lassen?

SR: Genau. Ja nicht den Stift, es kam drauf an- [...] dadurch dass die immer mit so einem Konvoi zurückgefahren sind, ging es halt immer darum- und nicht alle Leute hatten einen Führerschein⁷⁰, es gab Leute, die mussten sich immer absprechen, wann sie dann fahren, aber der höhere Dienst, die hatten eine Pflichtarbeitszeit von 8,5 Stunden, die sind um 8 Uhr gekommen, da war dann um 16.30 Uhr Schluss. Und dann wurde u. U. die Vertretung auch abgeschlossen. Ich hatte keinen Schlüssel und musste dann raus. Das war ein hartes Schicksal. Es gab Leute, die zu Hause noch weitergearbeitet haben, aber dafür brauchte man einen speziellen Laptop mit einer speziellen Sicherung, den hatte ich nicht, deswegen war das wirklich sehr angenehm. [...] dann gab es Tropenarbeitszeiten, bis 16 Uhr bzw. Freitag bis 13 Uhr.“ (Interview Simon Roth)

Aus dem Kollegenkreis war Simon der einzige, der in den Besetzten Gebieten anstatt in Jerusalem wohnte. Und da das Büro zu einer bestimmten Zeit geschlossen wurde und er keinen Laptop zum Arbeiten besaß (bestimmt eine Mischung aus gesunder Distanz zur Arbeit, wenig verantwortlicher Position, amtlichen Vorschriften), hatte er eine klare Feierabendzeit und viele Möglichkeiten, sich zu entspannen: lesen, DVD gucken, Computer spielen, Leute treffen, Kulturveranstaltungen, Par-

70 Zuvor im Gespräch hatte Simon besondere Führerscheine für gepanzerte Fahrzeuge erwähnt. Ich frage nach, was die ausmacht und warum man sie braucht. Er erklärt: „SR: Das sind so Mercedes-Geländewagen, die auch die Bundeswehr hat. In so einer aufgepeppten Variante, Stahlplatten in den Türen und so. Ähm, und die sind halt einfach unglaublich schwer, durch das viele zusätzliche Gewicht und deswegen braucht man einen LKW-Führerschein dafür. [...] die wurden irgendwann mal angeschafft für Palästina, jetzt sind die halt immer noch da, ob man die jetzt wirklich braucht, ist eine Einschätzungsfrage. Als ich dann für die EU gearbeitet habe, sind wir meistens völlig ungepanzert gefahren, also das variiert dann auch. Bei mir war das bisschen komisch, weil ich tagsüber in diesen Dingen fahren musste und nach Dienstende in meinen klapprigen Golf gestiegen bin- JB: Das war dann okay. SR: Darauf hatten die halt keinen Zugriff. Die anderen durften das nicht [...] lange Zeit durften die anderen abends gar nicht offiziell reinfahren – das hat sich dann irgendwann mal geändert, nachdem es mehrere Leute gemacht habe und es bisschen Streit gab, aber ja, die Gefährdung, die einzige Gefährdung, die es in Palästina für Ausländer gibt, ist so zwischen die Fronten zu geraten aus Versehen. Und das ist meistens an so einem Checkpoint, weil es da Zusammenstöße gibt, da könnte man was abbekommen [...] die andere Gefährdung ist, dass dich irgendein Palästinenser für einen Israeli hält, die Autos haben unterschiedliche Nummernschilder, und es gibt immer mal Jugendliche, die Steine auf Autos schmeißen oder auch mal einen Molotov-Cocktail, und dass du dann aus Versehen getroffen wirst- JB: Weil sie das Autokennzeichen nicht erkennen oder nicht sehen- SR: Genau, und dann denken, ah, das sind Israelis.“ (Interview Simon Roth)

tys. Im Interventionsalltag selbst ist es also beinahe unmöglich, die Grenzen zwischen Arbeit und Freizeit, privater Zeit aufrecht zu erhalten. Durch die beschriebene Arbeits- und Wohnsituation (bezogen auf die Mehrheit der Interviewten, die nicht ihren ganzen Lebensmittelpunkt, die Familie, ins Einsatzgebiet verlegt haben) greift die jeweilige Arbeit quasi zwangsläufig auf die Freizeit über, überlagert und verhindert sie in manchen Fällen sogar. Als wie belastend diese Situation empfunden wird, hängt maßgeblich von der Haltung zur Tätigkeit ab – ob der Einzelne sich keine Freiräume schaffen kann, oder ob er es gar nicht will.

5.3.3 Zusammenfassung: Raum und Zeit im Interventionsalltag

Der Mobilität von Intervenierenden sind je nach Arbeit-/Auftraggeber und Einsatzort enge Grenzen gesetzt, sie sind auf klar definierte geografische Räume beschränkt. Zugleich verschwimmen die Grenzen innerhalb dieser Räume, da Rückzugsmöglichkeiten und Privatsphäre oft in deutlich eingeschränkterem Maße zur Verfügung stehen als zu Hause. Ähnlich ist es beim Zeitempfinden: Der für viele klar und von vornherein begrenzten Aufenthaltsdauer steht die grenzenlose Zeiteinteilung im Interventionsalltag gegenüber, der kaum Freizeit kennt und auch damit der beruflichen Rolle absoluten Vorrang einräumt. Mit Grenzenlosigkeit ist also nicht Freiheit gemeint, sondern mangelnder Rückzugsraum, mangelnde Privatheit, mangelnder Ausgleich. Diese eingeschränkte Privatsphäre und auch die Tatsache, dass beinahe alle Sozialkontakte auf Kolleg_innen beschränkt sind, stellen große Herausforderungen dar. Wenn die gewohnten Grenzziehungen zwischen Arbeit und Freizeit, zwischen Kollegen und Freunden, zwischen der eigenen Person und der Gruppe verschwimmen, kann der Alltag in der Interventionssituation problematisch werden.

Ich habe argumentiert, dass sich diese Grenzenlosigkeit im Interventionsalltag dann aushalten lässt, wenn der Aufenthalt zeitlich befristet ist und Intervenierende sich auf andere Weise Freiheit und Distanz verschaffen. Hinzu kommt, dass Grenzenlosigkeit in Bezug auf Arbeit und Beruf, sprich die Abwesenheit von Freizeit auch eine Funktion erfüllt, nämlich den Schutz der eigenen Privatperson und die Wahrung von Distanz zur Interventionssituation. Letztlich sind die räumlichen und zeitlichen Grenzen nicht absolut oder ultimativ. Sie prägen den Interventionsalltag und mögen insofern selten überwunden werden. Am Ende aber handelt es sich für die meisten Intervenierenden um eine Ausnahmesituation, der man den Rücken kehren kann. Am Ende können Intervenierende – im Gegensatz zu den Bewohner_innen vor Ort – immer gehen, wenn auch manchmal zu spät oder nicht ohne Aufwand.

5.4 „MAN SIEHT SO VIEL.“ BELASTENDE EINDRÜCKE UND DER UMGANG DAMIT

Zu den wesentlichen Merkmalen der Interventionssituation und der Interventionserfahrung gehören vielfältige, nachdrückliche, schwer greifbare, oft belastende Sinesindrücke. „Man sieht so viel“, drückt es Andreas Fechtner aus. Es sind sinnliche Eindrücke, die sich nur bedingt steuern lassen. Selbst wenn man wie Andreas und sein Team im *Compound* wohnt, auf einem eigenen Grundstück und von hohen Mauern umgeben, kann der Alltag drum herum immer noch voller Eindrücke sein. Es sind nachdrückliche Eindrücke, die oft bleiben, sich körperlich einschreiben. Es sind schwer greifbare Eindrücke, für die sich nur schwer Worte finden lassen, insbesondere gegenüber denjenigen, die zu Hause geblieben sind. Und es sind belastende Eindrücke, die aufs Gemüt drücken und verarbeitet werden wollen.

Im Laufe dieses Kapitels werde ich zunächst skizzieren, um welche Art von Eindrücken es geht, was an diesen schwierig ist und inwiefern Intervenierende unterschiedliche Erfahrungen machen (5.4.1). Anschließend gehe ich auf die sinnliche, körperliche Dimension dieser Eindrücke ein und welche körperlichen Reaktionen und Antworten auf diese schwierigen Erlebnisse entwickelt werden (5.4.2). Der dritte und letzte Teil ist der Frage gewidmet, mit wem derartige Erfahrungen geteilt werden können und was für Schwierigkeiten darin liegen, wenn sie als „nicht erzählbar“ gelten (5.4.3).

5.4.1 Wer sieht wann was?

Alle Intervenierenden sind während ihres Aufenthalts mit schlimmen menschlichen Wirklichkeiten konfrontiert. In fast allen Gesprächen fallen Bemerkungen oder kommen Erzählungen zu Leid, Elend, Gewalt, Armut, schweren Lebensbedingungen, Hilfslosigkeit oder Trauma. Nicht alle sehen dasselbe – die einen dies, die anderen das, die einen mehr, die anderen weniger, je nach Arbeitsfeld, Wohnsituation und Bewegungsräumen, Kontaktmöglichkeiten zur örtlichen Bevölkerung, usw. Aber jede und jeder hat ihre bzw. seine Erfahrungen.

Peter Leibhart deutet an, dass er Gewalt beobachtet und Drohungen selbst erlebt hat: „Ich sehe, sehe sehr viele Dinge, die ich eigentlich gar nicht, äh, in einem normalen Leben gar nicht gesehen hätte.“ Er erzählt explizit von den schlechten Entwicklungschancen körperlich behinderter Kinder und der Ungerechtigkeit, die er angesichts dessen empfindet. Die von mir interviewten Soldaten sprechen von traumatisierten Kriegsflüchtlingen in Bosnien-Herzegowina, Verletzten und Kranken vor dem Tor der Bundeswehr camps oder arbeitenden, dürrftig angezogenen Kindern auf der Straße in Afghanistan. Madlen spricht von den schlechten hygienischen Lebensbedingungen von Gefangenen und dem geringen Wert eines Men-

schenlebens. Georg Wälder fasst zusammen: „Es ist kein Urlaub – es ist in einer Region – ein ein ein ein eine eine Umgebung, die ist einfach vonnn – für uns, ja, kaum vorstellbar, nicht?“ Manches Gesehene, Wahrgenommene lässt sich ausblenden, manches nicht, wie Michael Kubos von seinen Erfahrungen in Afghanistan erzählt:

„Was dieses Land ja auch auszeichnet, wirklich diese diese Gastfreundschaft, wie gesagt die geben ihr letztes Hemd an den Gast, (räuspert sich) das war sehr – immer sehr sehr angenehm. Also ich hab- (2) Gut. Ähm, (4) äh ja nicht gut. (1) Ist halt anders, ja? Ist ja nicht alles Friede, Freude, Eierkuchen, aber was mich mich persönlich als Westeuropäer als als Deutscher als als [Michael Kubos] halt wirklich ähmm berührt hat immer und mitgenommen hat, die Armut, ja, aber das hat der Kollege zum Beispiel auch schon gesagt, äh, da muss man abschalten, weil wenn man das nicht abschalten kann, dann geht man da zu Grunde, ähm das konnte ich schon ganz gut. (1) Nicht das es mir egal war, aber man muss es einfach ausblenden können, ja? Aber was mich- was ich nie ausblenden konnte ist ähmm sag ich mal der Umgang oder wie die Frauen dort behandelt werden, wie sie da auf aufgewachsen- aufwachsen.“ (Interview Michael Kubos)

Es gab einiges, was ihn in Afghanistan herausforderte, was ihn berührte und mitnahm und wovon er sich daraufhin distanzierte, indem er sich quasi maschinengleich „abschaltete“ und Gedanken und Gefühle beiseiteschob. Das gelang ihm bei der offensichtlichen Armut und den schweren Lebensbedingungen, aber nicht bezüglich des Umgangs mit Frauen, den er beobachtete. Was er damit an dieser Stelle nicht explizit in einen Zusammenhang bringt, was ich aber hier gleich mitdenke, ist die Tatsache, dass er Vater einer Tochter ist. Womöglich ist es ähnlich wie bei Kurt Zehlen, der gerade die Situationen schwerer auszuhalten fand, in denen er sich mit den Leidenden identifizieren konnte. Thomas Eben, nach dem Erdbeben 2011 für mehrere Monate als humanitärer Helfer in Haiti, sagt, er habe so viel Tod irgendwann nicht mehr aushalten können. Auch wenn es gedauert habe, bis ihm klargeworden sei, dass er überfordert war:

„Mit irgendwelchen Widrigkeiten muss, muss man sich immer irgendwie herumschlagen, die, die es hier so nicht gibt, (1) aber da waren halt einfach mal die Straßen verschüttet, man kam nicht durch, kei- keine Infrastruktur, das haben unsere Logistiker (lacht leicht) wirklich gut gemacht da, ne? Und dann eben sehr sehr viele (1) äh ja, Tote, Verletzte, Verwesungsgeruch, und auch alle, die da waren, alle, die da waren, waren ja, wenn sie selber nicht verletzt waren, hatten sie Tote und und Schwerverletzte in ihrem Freundes- und Verwandtenkreis zu beklagen und zwar mehrere. Und alle. Und so eine Traumasituation (2) ich glaube, die ist dann auch schon mal besonders knifflig. Also sonst (1) gibt es das auch, aber nicht sooo (1) hart. Und dann gab’s – also dann war ich auch etwas vulnerabler für – wenn organisatorische

Schwächen auftraten da, nicht jetzt äh nicht ruhig bleiben zu können und äh (1) deswegen wahrscheinlich.“ (Interview Thomas Eben)

Es gibt Schwierigkeiten, die immer auftreten und die zu meistern sind. Auch der Anblick von Toten und Verletzten wäre grundsätzlich auszuhalten, lese ich hier heraus. In Haiti aber konnte Thomas den Toten aus mehreren Gründen nicht mehr ausweichen – zum einen waren es so viele, dass jeder Mensch, mit dem er zu tun hatte, irgendwie betroffen war. Viele um ihn herum waren schwer traumatisiert. Zum anderen gibt es keine Möglichkeit, die Nase vor dem Verwesungsgeruch zu verschließen, man ist ihm einfach ausgesetzt. Thomas ist schließlich von einem Tag auf den anderen ausgereist, weil er merkte, dass er es nicht einen Tag länger aushalten würde. Er war so belastet, dass er mit den beruflichen Anforderungen an sich nicht mehr umgehen konnte. Mit den Worten von Georg Wälder: „Irgendwann ist der Mülleimer voll.“ Neben dem ‚Offensichtlichen‘ ist es das weniger offensichtliche Leid, die indirekte Gewalt, die starke Eindrücke bei Intervenierenden hinterlassen kann. So erzählt Kurt Zehlen: „Was Sie sehen – Sie sehen die Frauen kommen, Sie sehen die Männer nicht kommen, dass die Soldaten ins Feld fahren und wieder zurückkommen [...] wenn die Frauen vom LKW absteigen und haben nichts mehr. Die Kinder und was sie am Leib haben.“ In Zehlen's Erzählung klingt an, dass das Entscheidende nicht immer das ist, was wir sehen, sondern das, was man sich zwischen dem Offensichtlichen denken kann.⁷¹ Einen Tag nach einem Massaker 1995 sei er mit der UN-Mission durch ein bosnisches Dorf gefahren, so Kurt Zehlen,

„da waren die Leichen zwar weggeräumt, aber da war alles noch blutverschmiert [...] es gibt so Bilder, die gehen einem nicht aus dem Kopf. Sie gucken in ein Haus rein und sehen, da ist der Tisch gedeckt. Oder die Spielsachen rumliegen. Oder die Schweine liefen draußen im Freien rum. Oder die Kühe hatten ihre Probleme, weil sie nicht gemolken wurden. [...] Da war das real, das war schon sehr heftig. Das hängt noch nach, das geht auch nicht mehr raus, ne? Das bleibt.“ (Interview Kurt Zehlen)

Zwanzig Jahre ist diese Situation her und doch ist Zehlen im Gespräch anzumerken, dass er die Schwere, das Unfassbare weiterhin deutlich spürt, auch wenn er nicht direkt Zeuge der Gewalt wurde. In der hier geschilderten Situation waren es vor allem die Alltäglichkeit, die Vergleichbarkeit zu seinem eigenen Zuhause, die ihn ergrif-

71 In der Comichtheorie spricht man von der „magischen Lücke“ zwischen den einzelnen Bildern, die die Leserin zwingt, den erzählerischen Abstand zwischen diesen mit der eigenen Fantasie zu schließen und sie so zur Mit-Erzählerin macht. Es ist dieses unfreiwillige Mitwirken und damit Eintauchen in die Geschichte, auf dem die Erzähkraft von Comics und anderen Bildergeschichten beruht; siehe auch Bake/Zöhrer 2017: 84.

fen und nicht loslassen. So ein Eindruck „geht nicht mehr raus“, nein, „der bleibt“. Im Vergleich dazu wären ihm andere Erlebnisse nicht so nahgegangen, da sei er nüchterner geblieben, überlegt er – sei es, weil Afrika oder Asien sich (wegen der anderen Landschaften, der anderen Hautfarben?) „vielleicht exotischer“ anfühlten, oder manche Situation so extrem war (aufgedunsene Leichen, aufgereiht am Straßenrand), dass er sie nicht mit sich und seinem eigenen Leben verband.

Nicht immer kommen diese Eindrücke im Gespräch konkret zur Sprache. Oft bleibt es vage oder indirekt. Andreas Fechtner führt seine Bemerkung „Man sieht so viel“ in unserem Gespräch nicht weiter aus und ich frage nicht nach, was „so viel“ bedeutet. An anderer Stelle spricht er von den vielen Kindern in den Flüchtlingscamps, von Menschen, die nur mehr das besitzen, was sie tragen können. Meint er das mit „so viel“? Seine Formulierung weckt bei mir die Assoziation eines bleibenden Eindrucks, einer Art Masse insofern als das Gesehene schwer wiegt. In seinem „so viel“ schwingt unglaublich viel mit. Denn dieses Sehen ist kein flüchtiger Akt, keine punktuelle Sinneswahrnehmung, die im nächsten Moment wieder vergessen ist. Das, was man da sieht, was man wahrnimmt, das bleibt, das bewegt, das belastet.

Zweimal werde ich gefragt, ob meine Arbeit sich auch mit Traumata von Interventionierenden auseinandersetzen würde und auf meine Rückfrage wird mit leisem Nachdruck konstatiert, dass das so ein wichtiges Thema sei. Und während es einerseits schwierig zu sein scheint, derlei Eindrücke in Worte zu fassen, erinnere ich mich andererseits an einen fast absurd anmutenden Wortwechsel auf einer Konferenz, bei dem verschiedene Menschen mit Interventionserfahrung in einer Plenumsdiskussion sich gegenseitig nahezu hochschaukelten, wer in welchem Land die schlimmeren Verhältnisse beobachtet hatte: „die Gefangenen waren viel zu beengt untergebracht“, „die Gefangenen hatten nicht mal Betten“ – „Betten? Sie mussten sich im Schichtwechsel einen Schlafplatz aus Stroh teilen“ – „Zwei Schichten? Drei waren es!“ (Feldnotizen Loccum 2014). Fast eine Art Wettbewerb schien es zu sein. Wer hat „mehr“ gesehen, wer hat Schlimmeres erlebt? Ich unterstelle, dass dieser „Wettbewerb“ weniger dem persönlichen Narzissmus der Beteiligten geschuldet war, als vielmehr dem (unbewussten) Willen, die Eindrücklichkeit des jeweils Gesehenen zu unterstreichen. Für jede/n der Beteiligten galt es, kommuniziert und verstanden zu wissen: Es war schlimm. Nein, vielmehr noch: Es hätte schlimmer nicht sein können.

Was genau aber ist an diesen Eindrücken so schwierig, so belastend? Neben der menschlichen Anteilnahme ist es für viele der Gedanke oder auch das Wissen, so wenig tun zu können. Sei es, weil es nicht in ihrer Macht liegt, weil es so viel ist/so viele sind, weil es komplex ist. Das muss man erstmal aushalten können. Christopher Schiefer schildert:

„Der kleine Junge in Sandalen, der bei so viel Schnee neben einem steht, und man selber in eine dicke Jacke eingemummelt ist, dann darf ich nicht hingehen und die großen *Boots* rausholen und sagen, hier komm, oder nimm meine. Nee, er kennt es so, ist auch nicht weiter schlimm. [...] sonst kommen zehn andere und wollen auch eine, oder verprügeln den einen...“ (Interview Christopher Schiefer)

Eigentlich wäre seine spontane Reaktion, dem kleinen Jungen zu helfen, seine warme Jacke zu teilen und auch die Winterstiefel rauszuholen, um ihn nicht mehr frieren zu sehen, um die offensichtliche, spürbare Ungleichheit auszugleichen und das Gefühl der Ungerechtigkeit irgendwie anzugehen. Dieser Intuition „darf“ er nicht nachgeben; er hat gelernt/gesagt bekommen, dass eine solche Aktion allerlei nicht intendierte Folgen haben könnte und dem Jungen am Ende möglicherweise gar nicht geholfen ist. „Helfen will gelernt sein“ sei ein Spruch, den er sehr passend finde, so Schiefer. Darin steckt nach meiner Lesart ein großes Maß an Anerkennung für die Professionalität in der Not- und Entwicklungshilfe – was einem unter Soldat_innen nicht selten begegnet.

Schwer auszuhalten bleiben die beobachteten Ungerechtigkeiten und die Hilflosigkeit dennoch. Tim Lange, der im Rahmen seines CIMIC-Auftrags mit lokalen Dorfvorstehern und in irgendeiner Form „Mächtigen“ Kontakt hielt, sah sich teilweise an seine Grenzen gekommen. Von einem Milizenführer sei bekannt gewesen, dass er sich immer wieder kleine Kinder aus den Dörfern kommen ließ und diese missbrauchte, was die Eltern und die restliche Dorfgemeinschaft aus Angst vor Schlimmerem duldeten. Trotzdem musste Lange mit dem Mann dieselben Gespräche führen wie mit den anderen: „Der grinst einen da an, ja wir arbeiten so gern mit euch zusammen – ja, du Wichser, ey! Ja, man weiß ganz genau, du vergewaltigst kleine Jungs und kleine Mädchen. (3)“ Und selbst wenn man manchmal etwas tun kann, bleibt das Gefühl möglicherweise zwiespältig, wie Ute Krämer aus ihrer Zeit bei einer internationalen Nothilfe-Organisation erinnert:

„Es gibt 75.000 Leute in dem Lager und wenn du nicht gerade da hinkommst und denen was zu essen gibst, dann wären diese Leute alle tot. Um es krass auszudrücken. [...] ich habe dazu beigetragen, dass diese Leute leben. Auf der anderen Seite ist es unbefriedigend, weil du weißt, hier die überleben jetzt nochmal fünf Monate und dann haben sie die gleichen Probleme wie vorher.“ (Interview Ute Krämer)

Was sie angetrieben und motiviert habe, seien die Einzelschicksale: der Assistent, dem man ein Stipendium verschafft hat, ein kleiner Junge, den man in eine Spezialklinik bringen kann: „Die geben unglaublich viel Kraft.“

Und schließlich stellt sich für mich die Frage, wer wann etwas wahrnimmt. So hat Wahrnehmung natürlich etwas mit räumlicher Nähe zu tun. Wer sich während seines gesamten Aufenthalts ausschließlich im eigenen *Camp* aufhält, kriegt im

Zweifelsfall deutlich seltener etwas von „dort draußen“ mit als andere. Wer im Wohnviertel unter Einheimischen wohnt, sieht mehr bzw. anderes, als jemand, der im *Compound* hinter hohen Mauern lebt. Aber sonst – sind Intervenierende diesen sinnlichen Wahrnehmungen wie anderen körperlichen Funktionen einfach „ausgesetzt“? Oder bedarf es auch eines Bewusstseins? Andreas Fechtner, der ein paar Jahre nach Ende des Bürgerkrieges für kurze Zeit in Bosnien war, meint, er hätte keinerlei Erinnerung an Kriegsfolgen. Für das politische große Ganze habe er keinen Blick gehabt, er war auf Abenteuer gepolt, das Schild mit der durchgestrichenen Waffe in der Disko fand er aufregend und exotisch, aber keinen Anlass zur Sorge oder für weitere Gedanken. Da sei nichts gewesen, was für ihn auf den gewesenen Krieg hingedeutet habe. Auch Lutz antwortet auf meine Frage, was den Alltag im Kosovo während seiner Zeit bei der Polizeimission Anfang der 2000er Jahre im Vergleich zu Zuhause ausgemacht habe, es sei „eigentlich ein Tagesablauf, (1) der hier auch sein könnte“. Er hatte seine Wohnung, sein Auto, seinen Job, seine Kollegen, seinen Feierabend. Und trotzdem war für Lutz eindeutig, dass er sich in einem Nachkriegsgebiet aufhielt. Denn selbst wenn keine Gewalt mehr drohte und Intervenierende und Intervenierte sich ohne große Einschränkungen bewegen konnten, war der Krieg für ihn teilweise noch deutlich zu spüren. Menschen mit körperlichen Folgeschäden (ein fehlender Arm, ein fehlendes Bein) seien da nur das Offensichtliche gewesen.⁷² Das Offensichtliche, das an jemandem aber auch eindrucklos vorbeigehen kann, wie Fechtner's Beispiel zeigt.

Mit zunehmender Erfahrung und Vertrautheit mit der Situation schärft sich die Wahrnehmung: „Je öfter man da ist bzw. je öfter man etwas erlebt, desto mehr nimmt man wahr. Weil alles, was anfangs fremd ist, vertrauter wird und die Sinne, der Kopf für andere Details offen ist.“, so Tim Lange. Für aufmerksame Beobachter_innen werden selbst in kleinen Details Folgen eines gewaltsamen Konflikts sichtbar, wie Lutz' Erzählung deutlich macht:

„Ich habe also gerade in Bosnien festgestellt, dass die Leute nach Feierabend ab 18 Uhr (1) strömen die raus, gehen spazieren. (JB: hm-m) Und genießen also ihre Freiheit. Also die sind wirklich ganz extrem auf (1) auf Freiheit eingestellt.

JB: Im Sinne von – draußen sein?

LS: Drauß- bewegen (JB: oder im Sinne von-), gehen. Ähm, wir haben es immer *Catwalk* genannt, (JB: hm-m) weil die wirklich – die sind in der Fuß- also die die Straßen in der Innen-

72 Mal deutlich ausgesprochen, mal an expliziter Nicht-Kommunikation und Feindseligkeit abzulesen und insofern unmissverständlich, wenn nicht zu sehen, dann mindestens zu spüren seien im Falle Bosnien-Herzegowinas und des Kosovo die Spannungen zwischen den Bevölkerungsgruppen gewesen. Das erzählt neben Lutz auch Maria Ludwig aus ihrer Zeit in der EULEX-Mission im Kosovo.

stadt in Bosnien sind [...] ab 18 Uhr sind die dicht. (JB: hm-m) Werden dichtgemacht, dann ist da kein Fahrzeugverkehr mehr (JB: hm-m) und dann ist das eine Fußgängerzone. (JB: hm-m) Und das geht wie ein Schalter an (JB: hm-m) (1) ist die Straße bevölkert mit Menschen. (JB: hm-m) Und die gehen rauf und runter. Manche setzen sich auch hin und essen und trinken was, (JB: hm-m) aber die meisten gehen rauf und runter und gehen rauf und runter, rauf und unter und irgendwann gehen die nach Hause. [...] Ähm ganz komisch. (1) Kann ich nicht – also, dieses- (JB: hm-m) wird aber, (JB: ja) dieses Phänomen wird aber glaube ich beschrieben allein durch diese Belagerungszeiten, wo die also einfach in einem Keller gegessen haben (JB: hm-m) und gewartet, dass es vorbei ist.“ (Interview Lutz Säger)

Wer sich in seinem Umfeld frei bewegen kann, wer nach Feierabend selbst im Café sitzen und Passanten beobachten kann, der sieht mehr. Wer als Intervenierender aufmerksam ist, der sieht auch vieles von dem, was möglicherweise dem ersten Blick verborgen bleibt und einen zweiten Blick braucht.⁷³ Wer eng mit Einheimischen zusammenarbeitet, wer in seiner Freizeit Kontakte knüpft, bekommt mehr zu spüren, zu hören und zu sehen.

5.4.2 Die sinnliche, körperliche Dimension belastender Eindrücke

Faszinierend finde ich die körperliche Dimension dieser belastenden Eindrücke. Sehen und Riechen sind nicht bewusst steuerbare, körperliche Aktivitäten. Was Andreas mit „man sieht so viel“ zusammenfasst, betrifft auch alle anderen Sinne. Das Bild, das im Kopf entsteht, wenn Intervenierende von ihren Erfahrungen erzählen, setzt sich aus so vielem zusammen: aus Gerüchen (der oben erwähnte Verwesungsgeruch), aus Geräuschen (einschlagende Raketen, Schüsse), aus dem Spüren (45 Grad im Schatten an, Wüstenwind auf der Haut?). Auch weil es sich um sinnliche Eindrücke handelt, gibt es kaum Pausen. Denn man ist ja immer da in der Umgebung. Kurt Zehlen meint: „Man geht auf den Markt und sieht Leprakranke, man geht ins Krankenhaus und sieht geschwächte Kinder sterben.“⁷⁴ Zusätzlich zu den ständigen, körperlichen, erst mal unreflektierten Eindrücken schildert Madlen, dass ihr Kopf nahezu automatisch anfängt allerlei Gedanken abzuspulen:

73 Wiederum negativ gewendet: Wer viel sehen will, der sieht auch viel. Wer Armut und Leid erwartet, sieht eventuell auch eher Armut und Leid als Freude und Tatkraft.

74 Kaum Pausen und ohne Ende? Teresa Koloma Beck weist am Beispiel von Bürgerkriegen darauf hin, dass Gewalt und länger andauernde bewaffnete Konflikte „leibliche Strukturen nachhaltig prägen und so ein leibliches Gedächtnis des Krieges erzeugen“ (Koloma Beck 2016).

„Oh Gott diese Frage, kriege ich diese Bilder jemals wieder aus dem Kopf? (JB: hm-m, hm-m) Ähm geht das jetzt alles hier normal weiter und was heißt eigentlich normal (JB: hm-m) und kann ich mich jemals wieder darauf einstellen, in Deutschland problemlos zu leben zu arbeiten – also all das, (JB: hm-m, hm-m) was dir innerhalb von Bruchteilen von Sekunden oder auch über Monate hinweg durch den Kopf geht.“ (Interview Madlen Schader)

Einerseits geht es schnell: „innerhalb von Bruchteilen von Sekunden“ gehen ihr Fragen und Gedanken durch den Kopf – kein willentlich herbeigeführter, lang reflektierter Prozess, sondern fast ein Automatismus, in meinem Sinne eine körperliche, unterbewusste Reaktion. Andererseits scheint es, als setzten sich die Eindrücke, die man gewinnt, in einem fest und arbeiteten dort, in diesem Inneren weiter. Sie scheinen im wörtlichen Sinne ‚Eindrücke‘ zu hinterlassen, die die Betrachterin nicht spurlos, unberührt zurücklassen, sondern prägen, einen sichtbaren Stempel in ihr hinterlassen („Ich war hier“).

5.4.3 Distanz, (körperliche) Nähe und andere Strategien im Umgang mit Belastungen

Das Sinnliche, die Körperlichkeit der Erfahrung spiegelt sich in verschiedenen Arten wider, wie Intervenierende mit ihren Eindrücken umgehen. Eine häufige, für viele zumindest zeitweise funktionierende Umgangsweise sind (bewusste und unbewusste) Distanz und Ignoranz und so das Leugnen der eigenen körperlichen Signale. Auf die Frage einer Kollegin, ob er keine Angst habe, antwortet Tim Lange betont locker: „Ich bin noch nicht dran. Ich hab Urlaub gebucht, nach Ägypten, da kriege ich Ärger mit meiner Frau, wenn ich nicht nach Hause komme.“ Auch Christopher Schiefer meint, er habe gewisse Sachen nicht zu sehr an sich ranlassen dürfen, um nicht zu involviert zu sein und die eigene Handlungsfähigkeit nicht zu gefährden, auch wenn das einen Preis kostet. Auf meine Frage, wann es ihm während des Einsatzes richtig gut ging, überlegt er laut, dass es ihm eigentlich erst richtig gut ging, als er und alle anderen wieder zu Hause waren. Vor Ort sei es nie so richtig toll gewesen:

„So dick die Emotionalität lässt man da gar nicht an sich ran, weil das würde auch im Umkehrschluss ähm bedeuten, dass was ich im Positiven empfinde, das würde ich auch im Negativen empfinden [...] wenn ich da ein zu großes Spannungsfeld habe, dann werde ich mich zu schnell persönlich einbinden lassen. Und das wird mir nicht weiterhelfen. [...] den Rettungssanitäter, der da aus jedem Einsatz irgendwelche Dinge mitnimmt, den können Sie nach ein, zwei Jahren – der ist fertig. [...] Der bricht mit sich und der Welt auseinander.“ (Interview Tim Lange)

Auch Peter Leibhart plädiert für eine gewisse emotionale Distanz:

„Natürlich empfindet jeder irgendwelche Gefühle und denkt, was eine Katastrophe (JB: Ja), aber es kommt eben darauf an, wie nah lasse ich das an mein Herz, an meinen Bauch (JB: Hm-m), an, an mich heran, äh, um da die nötige Distanz zu haben. Wer *das* nicht schafft, wer das nicht – wer nicht in der Lage ist, hier eine Grenze, bis hierhin (JB: Hm-m), bis hierhin lasse ich es an mich ran, aber nicht weiter. Wer diese Grenze nicht aufbauen kann, ja, der geht früher oder später nach Hause (JB: Ja).“ (Interview Peter Leibhart)

Eine andere Form, Distanz zu schaffen und den Sinneseindrücken zu entkommen, ist schlicht, wegzufahren, und zwar weit weg. Auch dafür dienen die bei vielen vorgeschriebenen Auszeiten, ganz offiziell nicht zufällig bezeichnet als „*rest and recreation*“. Denn irgendwann wird es einfach zu viel und man muss Abstand gewinnen, räumliche Distanz als notwendige, wenn auch nicht hinreichende Voraussetzung für emotionale Distanz herstellen. Eine andere, wahrscheinlich langfristig gesündere Möglichkeit, sich (zwischenzeitlich? kurzzeitig?) von diesen sehr starken Eindrücken zu befreien, ist eine andere starke Sinneserfahrung. Als Andreas Fechtner und ich über seinen Tagesablauf als Nothilfe-Koordinator in einem ostafrikanischen Flüchtlingslager und die Abendgestaltung sprechen, beginnt er zu schwärmen:

„Und die Dusche war ein Traum. (JB lacht kurz auf) Also wir hatten, wir hatten ein Duschzelt, ja, und hatten einen Kompressor und da kam wirklich mit Wasserdruck von der Sonne erhitztes Wasser, das war wirklich *erfrischend*, es war nicht warm, sondern erfrischend, (1) und es war wurscht. Wir bekamen jeden Tag von einem Wassertanker, von einem Tankfahrzeug, ich weiß nicht, achtausend Liter Wasser, so viel konnten wir gar nicht verballern, ja, wie wir da geliefert bekamen, und wir konnten locker 20 Minuten mit hohem Wasserdruck und (lautmalerisch) ahhh (JB lacht laut auf), das war wirklich toll. Ja, das war, das war wirklich Luxus, ja. (3) Und und dieses Duschen ist ja auch nicht nur körperlich reinigen, sondern (2) man sieht so viel – (JB: Bisschen meditativ irgendwie, ne, so ein bisschen-) ja, ja, man sieht so viel an dem Tag, ja, und dann ist es einfach gut, das Reden ist so eins, das ist Psychohygiene, im weitesten Sinne, ja? Ja ja, gut.“ (Interview Andreas Fechtner)

Das Prasseln des Wassers auf der Haut, die Erfrischung bzw. die Wärme. Wahrscheinlich sieht man deshalb in Filmen so oft diejenigen lange und ergeben unter der Dusche stehen, die gerade Gewalt erfahren haben oder mit zurückliegenden, starken, in sie eingefahrenen Sinneseindrücken kämpfen. Auch Kurt Zehlen spricht davon, sich unter einer langen Dusche „das Ganze von der Seele zu spülen“. Und Ute Krämer erzählt die Geschichte, dass der Chef des Internationalen Roten Kreuzes in Ruanda während des Völkermords gesagt habe, das einzige, was ihn in dieser Zeit gerettet habe, sei, dass er jeden Tag warm gebadet hätte, und in dieser Bade-

wanne saß und das alles abschrubte. Das klinge angesichts der vielen Toten und des großen Leids erstmal dekadent und vermessen. Seine Denke sei gewesen: Er braucht die Zeit, um sich reinzuwaschen, auch psychologisch, um zu weinen und über die Welt nachzudenken, um dann zu sagen, so jetzt kann ich weiterarbeiten. Das zu sagen, fand Ute „gut und mutig“. Mutig, weil es unter Intervenierenden normaler ist, eher die hohe Arbeitslast und das eigene Pflichtbewusstsein zu betonen als diese Art der Aufmerksamkeit für die eigenen Bedürfnisse zu demonstrieren (vgl. Kapitel 5.3). Sich Zeit für sich selbst zu nehmen, Sport zu treiben, richtig zu entspannen, das würden viele nicht machen. Dabei sei es wichtig, um den Belastungen standhalten zu können.⁷⁵

Eine andere Form des körperlichen Umgangs mit derart sinnlichen Erfahrungen findet sich in körperlicher Nähe, Intimität und Sexualität. Nach Madlens Eindruck geht dies weit über konfliktbedingt adrenalin-induzierten „emergency sex“⁷⁶ hinaus. Vielmehr seien Zweitbeziehungen die Regel gewesen: „Neben dem Austausch, den du so hast, würdest du ganz gerne in den Arm genommen werden wollen, [...] aus meiner Sicht völlig menschlich, dass du das brauchst. Einen Austausch und vielleicht auch einen einen (1) intimeren Austausch, (JB: hm-m) ähm (2) einfach auch zum Trost.“ Selbst wenn die technisch-logistischen Voraussetzungen für regelmäßige Telefonate, Video-Skype-Gespräche oder E-Mails nach Hause inzwischen oft gegeben sind und schon erwartet werden, bleiben Berührungen und körperliche Nähe zu Vertrauten daheim unmöglich. Entsprechend sei die Versuchung für viele groß gewesen, sich während ihres Aufenthalts einen Partner auf Zeit zu suchen und körperliche Nähe leben zu können. Auch weil die starken sinnlichen Eindrücke, die großen spannungsreichen Emotionen Austausch und Kommunikation jenseits der verbalen Ebene erfordern.⁷⁷ Es sind unmittelbar körperliche Erfahrungen, die einen Referenzrahmen schaffen, der kaum versprachlicht werden kann.⁷⁸

75 Diese ‚Selbstpflege‘ kann ganz verschiedene Formen annehmen. Ute Krämer erzählt, dass sie sich mit schönen Dingen umgeben habe. Sie habe sich Bücher schicken lassen und sich ein teures Möbelstück gekauft, von dem sie wusste, dass sie es bei ihrer Abreise nicht würde mitnehmen können. Es war nicht logisch, aber es hat ihr gut getan.

76 „Emergency Sex and Other Desperate Measures“ (Cain/Postlewait/Thomson 2006) lautet der Titel eines autobiografisch begründeten non-fiction-Buches von drei (ehemaligen) UN-Mitarbeitenden, die in verschiedenen internationalen Missionen in Krisengebieten eingesetzt waren. Sex sei eine sehr übliche Möglichkeit, mit dem heftigen akuten Stress umzugehen, den das Leben in einem Krisengebiet für Intervenierende bedeute, so die titelgebende These.

77 Dass viele Intervenierende gerade in Kriegs- und Krisengebieten ein starkes Bedürfnis nach Sexualität haben, zeigt sich vielleicht auch in der seit Mitte der 2000er geführten kritischen Diskussion über die Verbreitung von Sexarbeit rund um UN-Missionen und

Jenseits von körperlicher Intimität zeigt sich, dass für viele meiner Interviewpartner die soziale Nähe einer (kleinen) Gruppe von ‚Leidensgenoss_innen‘ wichtig ist, um mit ‚dem Gesehenen‘, dem Erlebten umzugehen. Noch bevor es ums Reden, um den Austausch, um die gemeinsame Reflexion geht, ist die Gruppe an sich Versicherung, mit dem Gesehenen nicht allein zu sein – und das ist wichtig. Das betonen verschiedene Intervenierende sehr. Für Andreas Fechtner war die Gruppe der THW-Freiwilligen der feste Dreh- und Angelpunkt seines Tages. Egal was sonst am Tag passierte, am Abend saß man zusammen und teilte seine Erfahrungen mit den anderen. Das dient nicht nur der Absprache und Arbeitsplanung, es stärkt auch den Zusammenhalt und das Wir-Gefühl der Gruppe und gibt Halt. Wer sich regelmäßig in der Gruppe sieht, kann sich vergewissern, dass er/sie nicht allein ist, sondern dass – egal was er/sie erlebt oder gesehen hat – da andere sind, mit denen er/sie es teilen kann. Auch Madlen erzählt, dass sie Teil einer kleinen, festen Gruppe war, die sich gegenseitig unterstützte und sowohl fester Bestandteil des Tages als auch Anlaufstelle für Notfälle war.

Militärstützpunkte (siehe dazu Donovan 2015); für eine differenzierte und beispielhafte ethnologische Analyse des Phänomens siehe Oldenburg 2014). Auch wenn mittlerweile allgemein argumentiert wird, dass sexualisierte Gewalt mehr in der Macht und Dominanz gegenüber Schwächeren begründet ist als in sexuellen Motiven (ein Argument, das auch für Interventionssituationen zieht), spielen Sexualität und die fehlenden Möglichkeiten zum Triebabbaubau meines Erachtens auch eine Rolle.

- 78 Dem entspricht vielleicht auch, dass manche Gesprächspartner fragten, ob ich selbst mal in einem Konfliktgebiet gewesen sei (= und mit eigenen Augen und Ohren erfahren habe, wie es dort ist) oder ob ich Fotos sehen wollte, die sie während ihres Aufenthalts gemacht haben. So unterbricht Georg Wälder seine Erzählung von Patrouillenfahrten plötzlich und schiebt ein: „Jaaa ich hätt Bilder mitbringen sollen, ich hab jetzt keine parat, kann – Sie sind morgen noch hier?“ Und auch Madlen meint, dass ich mir unter ihrem Arbeitsplatz etwas Falsches vorstellen könnte: „Du kannst es irgendwie nicht so nennen [...], weil du hast ein völlig falsches Bild im Kopf, wenn du den Begriff so nimmst, ähm, ich weiß nicht, ob du vielleicht irgendwann auch mal Bilder haben möchtest, dann würde ich dir nochmal ein paar Bilder schicken.“ Selbst wenn man die alltagstheoretische Auffassung nicht teilt, dass Bilder ohne weitere Erklärung „einfach so“ verständlich sind und deshalb direkt „Wissen“ vermitteln, sind sie doch ein Kommunikationsmedium, das auf einen anderen Sinn als Sprache baut. Das gemeinsame Betrachten eines Bildes kann Anknüpfungspunkte bieten, um ins Gespräch zu kommen und erlaubt Intervenierenden so, über die Schwierigkeit hinwegzusteigen, die da in meinen Worten heißt: „Wo fange ich nur an zu erzählen – angesichts der vielen Eindrücke, der vielen wichtigen Kleinigkeiten? Wie bringe ich das Gefühl rüber, wie es war, dort zu sein?“

„JB: Wie bist du da vor Ort also während du da warst mit dem (1) Frust sag ich mal umgegangen oder mit dieser täglichen Herausforderung? (MS räuspert sich) Was hast du gemacht, damit du das irgendwie- ich weiß nicht, aushalten kannst oder damit du damit umgehen kannst?

MS: Hm also wir waren ähm so eine Truppe von fünf Leuten, (JB: hm-m) ähh ein deutscher Bundeswehrsoldat, (JB: hm-m) der einzige Deutsche noch, der da noch eine Zeit lang da war, ein australischer Polizist, ein uruguayischer Pilot (amüsiert), (JB kichert) eine portugiesische Lehrerin und äh meiner einer, (JB: hm-m) ähm (1) wir waren- wir haben uns irgendwie so gefunden gehabt. [...] das war halt so eine zufällige Truppe (JB: hm) mit unterschiedlichen Perspektiven oder Wichtigkeiten, (JB: hm-m) alle mit demselben Ziel und wir haben *immer immer* zusammengesessen, also wirklich jeden Abend. (JB: hm-m, hm-m) Also da ist keiner von uns irgendwie alleine ins Bett gegangen, (JB: hm-m) oder so, ohne dass es nicht irgendwelche Gespräche gab, (JB: hm-m) und *das* (1) das half (1) und das ging. [...] Und so hältst du durch. (JB: hm-m) Weißt du? Weil- (1) ja. Und du kannst dann auch mal ganz offen untereinander reden, ne? (JB: hm-m) Und du kannst das ganze System verfluchen und du kannst die Regierung verfluchen (JB: hm) und du kannst einfach (1) ähm dich im geschützten Rahmen (JB: hm-m) (1) mal so austauschen, bei der ganzen Diplomatie, (JB: hm-m) die du den ganzen Tag an den Tag legen musst, dem ganzen Frust, dem du ausgesetzt bist, (JB: hm-m) ähm, war das eben eine Möglichkeit, *ganz offen* eben einfach mal rauszulassen, was man von dem ganzen Kram hält. (1) (JB kichert kurz: hm-m) Und ähm diese Befreiung ist glaube ich sehr wichtig gewesen. (JB: hm-m) Oder auch zu sehen, dass du nicht die einzige bist, die anfängt zu *heulen*, (JB: hm-m) wenn sie eine bestimmte Situation in der Stadt gesehen hat, sondern dass auch der australische Pilot plötzlich an deine Containertür klopft mit- mit total verheulten Augen und äh- der australische Polizist, nicht Pilot (JB lacht auf), ähm, und und sagt, ey, das hat mich heute tierisch mitgenommen, also (1) dieses Gefühl einfach nicht alleine zu sein. (JB: ja, ja) (2)“ (Interview Madlen Schader)

Eine feste Gruppe, vertraute Gesichter zu haben gibt Halt in einer Situation, in der man angespannt ist und sich Erfahrungen und Gefühlen allein ausgesetzt fühlt. Im Ausgleich zum Interventions- und Arbeitsraum, der von Diplomatie und Politik, von der offiziellen beruflichen Rolle, den großen Zielen und der Anstrengung, diesen zu entsprechen, geprägt ist, stellt die kleine Gruppe Raum für Rückzug, Ehrlichkeit, Offenheit zur Verfügung. Mit den anderen darüber zu reden, sich auszutauschen, gemeinsam zu reflektieren ist sowohl für Andreas Fechtner als auch für Madlen elementare Bedingung für die Verarbeitung und einen gesunden Umgang mit schwierigen Erfahrungen.⁷⁹

79 Zugleich kann eine solche Nähe auch potenzielle Belastung sein. Jochen Pahlmann meint, dass es auch deshalb gut sei, nach sechs Monaten vor Ort wieder nach Hause zu fahren, weil man die Kolleginnen und Kollegen kenne: „Nach einem halben Jahr konnten Sie den

Daheimgebliebene mögen zwar Vertrauenspersonen sein, sind aber für diesen Austausch nur sehr eingeschränkt geeignet. Die Befürchtung ist groß, die wichtigsten Eindrücke in all ihren Facetten ohnehin nicht angemessen wiedergeben zu können und gleichzeitig mit dem, was man erzählt, schreckliche Bilder und damit Sorgen hervorzurufen, die man so leicht nicht wieder rückgängig machen kann. Entsprechend müsse man sich „klarmachen, (JB: hm-m) dass das so ist, dass du (1) Dinge kennst, die du nicht teilen wirst, (JB: hm-m) aus aus Fürsorgegründen“ und man im Zweifel „davor, währenddessen und danach (1) [...] ein Stück immer (JB: hm-m) extrem allein“ bleibt, so Madlen. Nicht zu erzählen wird so zur Fürsorgepflicht gegenüber dem daheimgebliebenen Partner, der Familie. Aber selbst wenn erzählt wird, haben die (vermutete) fehlende Anschlussfähigkeit an die Lebenswelt der Interaktionspartner und der Schutz der Zuhörer Folgen für das Erzählen, meint Wolfgang Kraus (2015: 116): „Erzähler verändern ihre Stories, um ihren Zuhörern Sicherheit zu geben, sie suchen sich andere Zuhörer (wenn sie zu finden sind).“

Entsprechend: Weil man aber jemanden braucht, dem man auch die „heftigen Sachen“ erzählen kann, mit dem man seine Erfahrungen teilen kann, führen viele während ihrer Zeit in der UN-Mission eine Zweitbeziehung, so Madlen:

„Du brauchst jemanden. (JB: hm-m, hm-m) Dem du das erzählen kannst. Also- und davon kann sich keiner freisprechen. (JB: hm-m, hm-m) Und wenn du halt nicht das Glück hast wie ich, dass ich so eine Beziehung hatte, sondern eben einfach eine liebe liebe Frau zu Hause oder einen lieben Mann zu Hause hat, der damit aber überhaupt nichts (JB: hm-m) anfangen konnte, da wundert es mich um so weniger, (JB: hm-m) wenn es dann praktisch so diese Parallelwelten entwickelte. (JB: ja, ja ja) (2) Weil das ist vö- aus meiner Sicht völlig menschlich, dass du das brauchst.“ (Interview Madlen Schader)

Eine solche Zweitbeziehung ist nicht nur dem Bedürfnis nach körperlicher Nähe und Sexualität geschuldet. Im Gegenteil, betont Madlen, geht es darum, „zu wissen, du bist nicht allein und hier ist immer noch jemand, der dich unterstützt oder hier ist jemand, okay, du gehst heute auf äh auf *Patrol* für drei Tage und du weißt im *Camp* sitzt aber jemand und der macht sich einen Kopf und und ist bei dir und so“. Und so sei es völlig normal gewesen, dass Kolleg_innen während ihres Aufenthalts eine fe-

Namen, die morgens im Lagebericht genannt wurden, Gesichter zuordnen. Polizei, aber auch Bundeswehr. Und wenn dann gesagt wurde, die sind tot, das arbeitet schon in einem.“ Ähnlich schildert es auch Tim Lange – morgens hätte ihm der Kamerad noch Fotos seiner zwei Töchter gezeigt, abends hätte er keine Augen mehr gehabt, weil die bei einem IED-Anschlag geplatzt waren. Das sei wohl der Auslöser für seine eigene Posttraumatische Belastungsstörung (PTBS) gewesen, so Lange.

ste Beziehung gehabt hätten, die innerhalb der Mission bekannt und akzeptiert war und zugleich von der Beziehung zu Hause komplett getrennt gedacht wurde:

„Von denen, die ich kannte, hat keiner seine Beziehung in Frage gestellt, und die die jeweils Betroffenen haben sich auch offen über ihre jeweilige Situation zu Hause ausgetauscht. (JB: hm-m) Aber trotzdem war es halt eben eine Zweitbeziehung. [...] du hast die Menschen eben einfach auch als Partner gesehen. (JB: hm-m, hm-m) So, ne, das war völlig okay, wenn ich Tony suche, muss ich bei Linda klingeln, weil da ist er! (JB lacht auf) also, ne?“ (Interview Madlen Schader)

Ich nehme an, dass es nicht viele Intervenierende gibt, deren Partner/in oder daheimgebliebene Familie aus eigener Erfahrung nachvollziehen können, wie sich das Leben in einem Krisen- oder Konfliktgebiet anfühlt. Madlen jedenfalls schätzt sich als glückliche Ausnahme, sowohl mit ihrem Lebensgefährten als auch mit ihrem Bruder sprechen zu können, die beide als Soldaten in verschiedenen Auslandseinsätzen gewesen waren:

„Also ich weiß es auch nicht, ich war auch noch nicht in Afghanistan, (JB: hm-m) ich weiß- weiß nicht, was es bedeutet, wenn mein Bruder mir geschildert hat, wenn vor ihm ein Konvoi mit Schulkindern explodierte. (JB: hm-m) Ich weiß nicht, was das bedeutet. (JB: hm-m) Aber ich weiß, was es bedeutet, wenn ich über ein Dorf fliege und in einem Dorf lande, ähm, wo ich eine tote Mutter und und und drei tote Kinder sehe. (JB: hm-m, hm-m) Ähm, (JB: hm-m) worum es jetzt hier gar nicht geht, was was schwerwiegender ist, (JB: hm-m) sondern ähm du brauchst nicht viele Worte. (JB: hm-m) Um um dem Gegenüber zu erklären, was in dem Moment in dir vorgeht. (JB: hm-m, hm-m) Weißt du, und ähm- ich glaube das sind so die Gemeinsamkeiten.“ (Interview Madlen Schader)

Auch sie kann nicht im Detail verstehen, was ihr Bruder erlebt hat oder andersherum. Was sie aber gemeinsam haben, was sie von den anderen zu Hause unterscheidet, ist die Konfrontation mit massiver Gewalt und dem Tod von Kindern. Sie betont, dass es beim gegenseitigen Erzählen davon nicht darum geht, sich (mittels der Massivität der Ereignisse) zu messen, sondern ohne viele Worte nachvollziehen zu können, was der andere fühlt und wie es ihm angesichts des Erlebten und Gesehenen geht:

„Dieser Schock, diese Ohnmächtigkeit, (JB: hm-m) diese Angst, diese- (1) das, weißt du, das sind so Sachen, die kannst du teilen [...] ohne viel Worte [...] all das, (JB: hm-m, hm-m) was dir innerhalb von Bruchteilen von Sekunden oder auch über Monate hinweg durch den Kopf geht, wird dort verstanden. (JB: hm-m, hm-m) [...] die die Extreme kennen (JB: ja). Nicht das spezielle Extrem kennen, (JB: hm-m) nicht die Gerüche, nicht das spezielle Extrem, in dem

du gerade kennst, aber Extreme in in gleicher oder ähnlicher Art und Weise.“ (Interview Madlen Schader)

Im Vergleich zum Leben in Deutschland zeichnet sich das Leben in einem Krisen- oder Kriegsgebiet durch Extreme aus. Extreme, die infrage stellen, was ‚eigentlich normal‘ ist – in meinen Worten: was erwartbar ist, an welchen Maßstäben und Grundsätzen man sich orientieren kann. Entsprechend scheint die Kommunikation leichter zu fallen, wenn das Gegenüber bereits Erfahrung damit hat, dass Grundsätze des Lebens infrage gestellt werden. Denn was Extreme vielleicht als solche auszeichnet: Sie sind schwer zu formulieren, kaum in Worte zu fassen und anschlussfähig zu machen und damit kaum vermittelbar an jene, die keine derartige Erfahrung teilen. Was bei den meisten Daheimgebliebenen von Intervenierenden der Fall sein dürfte. Erzählen ist oft schwierig – auch, weil viele nur bedingt zufriedenstellende Erfahrungen damit machen. Sei es, weil die deutschen Kolleg_innen nach der Rückkehr allenfalls an einem Bildervortrag interessiert sind, aber nicht ständig wieder darüber sprechen wollen (und das ist noch die gute Variante), oder weil Intervenierende nach einschneidenden, belastenden Eindrücken zu schnell mit anderen Wirklichkeiten konfrontiert werden. Kurt Zehlen erzählt:

„Das ist manchmal schwierig, wenn Sie z. B. von Teheran nach Dubai fliegen und in Dubai dann in einen Touristenflieger steigen, in dem nur deutsche Touristen sitzen, die das einzige Problem haben, ob sie schnell genug ihren Gin kriegen oder sonst was, und Sie haben den ganzen anderen Kram hinter sich. Manchmal kommt dann Interesse und dann wird man gefragt, was habt ihr da gemacht, weil die sehen, dass das THW ist, aber bis auf die Sache mit Zypern [...] war das eigentlich immer sehr oberflächlich so, ne? [...] Und da kriegt man manchmal schon einen Hals. Da muss man sich auch zurückhalten – weil das manchmal auch nicht so einfach ist. Das zu akzeptieren.“ (Interview Kurt Zehlen)

Die Unbesorgtheit und Leichtigkeit der Urlauber, die gefühlte Ignoranz derselben gegenüber all dem Leid, das man selbst beobachtet hat, sind für Zehlen schwer auszuhalten. Vor einem ähnlichen Hintergrund stellt Dawes fest, dass es vielen Entwicklungshelfer_innen schwerfalle, zu Hause wieder Anschluss zu finden:

„When you realize that so much of the world is struggling to survive, then how do you kind of gear down to a life that’s much more routine, much less dramatic and urgent, without it starting to feel sort of petty and meaningless? [...] Many leave and come back, leave and come back [...], because they can’t really find a place where they fit anymore.“ (Dawes 2007: 155)

Interessant ist, dass ich diesbezüglich als Gesprächspartnerin von meinen Interviewten unterschiedlich positioniert werde. Wirklich offensichtlich ist also nicht, in wel-

che Kategorie ich falle. Von Madlen werde ich beispielsweise explizit als „fellow observer“ etabliert:

„Du, du setzt dich mit dieser Situation auseinander, (JB: hm-m) du hörst aufmerksam zu, hast vielleicht selber deine Erfahrung, (JB: hm-m) da ist das was anderes. (JB: hm-m) Aber ich würde nie so offen bei ähnlicher Fragestellung mit jemandem sprechen, der praktisch einfach nur-nur in Anführungsstrichen interessiert wäre, wie es mir da gegangen ist. (JB: hm-m, hm-m) Da da würde ich die eine oder andere Information nicht preisgeben, (JB: hm-m) weil du den Menschen vor den Kopf haust. (JB: hm-m) Vor den Kopf stößt. (JB: hm-m) (3)“ (Interview Madlen Schader)

Das ist nicht für alle so klar. Peter Leibhart macht auf mich den Eindruck, als sei er schon vorsichtig mit dem, was er mir erzählt. Und als ich eine andere potenzielle Gesprächspartnerin im telefonischen Vorgespräch von einem Abendtermin überzeugen möchte und deshalb von meiner Erwartung eines eher „sehr interessanten, nicht sooo stressigen Gesprächs spreche“, meint sie, „junge Leute stellen sich so was Tolles vor“, im Nachhinein seien dann viele entsetzt ob des wenigen Outputs und der vielen „Propaganda“ rund um internationale Hilfseinsätze. Mit meiner Antwort, ich würde keine Weltrettergeschichte erwarten (= gleich mal dem Idealismus-Vorwurf entgegentreten), aber auch die gern nehmen, wenn sie denn erzählt würde (= sie nicht auf die geäußerte negative Haltung festlegen, Offenheit gegenüber allen möglichen Perspektiven und Meinungen signalisieren), bringe ich sie zum Lachen.

Dieser Aspekt wird vielleicht besonders relevant und spannend, wenn man sich fragt, was es langfristig bedeutet, „so viel“ zu sehen. Der Austausch mit Menschen, die ähnliches erlebt und gesehen haben, erscheint mir da umso nötiger. Man kann ja kaum so viel duschen, wie es manchmal nötig wäre. Wenn ich mir vorstelle, was Peter Leibhart in den letzten Jahrzehnten im Kongo an menschlichem Leid gesehen hat: Er müsste bis an sein Lebensende unter der Dusche stehen. Es ist eine Problemstellung, die nicht ignoriert werden kann, das macht er deutlich: „Es gibt sehr viele Kollegen, die haben ein Posttraumatisches Belastungssyndrom. Die sind dermaßen fertig, die kann man nicht wieder rausschicken.“ Bei Tim Lange äußerte sich die PTBS auf verschiedene Art und Weise. Er rede im Schlaf – „weil man eigentlich Redebedarf hat, sich das aber selbst nicht eingesteht“. Und er schlafwandle bzw. sei, ohne es zu merken, nachtaktiv. Einmal sei er im Strandurlaub morgens aufgewacht und habe sich über den Sand im Bett gewundert. Seine Frau berichtete ihm daraufhin, er sei nachts um vier aufgesprungen, habe „wie immer: ‚IED!‘“ geschrien, habe sich abgetastet und sei nach draußen gelaufen.

Man hat Redebedarf. Das Teilen der persönlichen Eindrücke und Erfahrungen scheint mir insofern ein weiterer möglicher und vor allem langfristig gesunder Umgang zu sein, sei es unter Kolleg_innen, mit Angehörigen und Nahestehenden oder im geschützten therapeutischen Rahmen. Dem im Weg steht neben den oben bereits

skizzierten Überlegungen der Wille bzw. die gefühlte Pflicht, die ahnungslosen Zuhörer_innen zu schützen, vor allem das Gefühl, das Gesehene, das Erlebte ohnehin nicht in Worte fassen zu können. Was Chiari (2012) und Spreen (2008) für Bundeswehrosoldatinnen und -soldaten feststellen, gilt grundlegend für alle Intervenierenden: Man möchte seine Einsatzerlebnisse mitteilen, kann es aber oft nicht so, wie man möchte.⁸⁰ Bilder zu zeigen kann eine erste Alternative sein⁸¹ und doch gilt es ja, so viel mehr zu transportieren – Gerüche, Geräusche, Gefühle... Wie macht man anderen eine solche geradezu körperliche Erfahrung zugänglich? Noch dazu, wenn man womöglich damit rechnen muss, dass es sie vielleicht gar nicht interessiert, wenn man obendrein für die eigenen Geschichten werben müsste und dazu noch einmal Worte bräuchte – Worte, von denen die Daheimgebliebenen dann im Zweifelsfall nicht wissen, wie sie daran anschließen können. Sprachlosigkeit auf beiden Seiten also?⁸²

-
- 80 Laut Spreen sind den Erfahrungen von Soldat_innen insofern nochmal etwas Besonderes, und soweit würde ich mitgehen, als dass das Töten im Krieg eine Erfahrung bleibe, „die sprachlich nur umschrieben, aber in ihrer ebenfalls existenziellen, den Raum der Sprache und der Bedeutung sprengenden sinnlichen Qualität nicht dargestellt werden kann. [...] alles dies lässt sich literarisch umschreiben, aber es markiert am Ende immer eine Grenze des sprachlich Ausdrückbaren und damit auch der gesellschaftlichen Sinnkonstruktionen.“ (Spreen 2008: 31-32) Denn zum einen ist Gewalt kaum vollständig auf einen sozialen Sinn zurückzubeziehen und zum anderen verhindern gesellschaftliche Werturteile (z. B. Gewalt sei pathologisch und dysfunktional) eine umfassende Problematisierung (ebd.: 30).
- 81 Eine Möglichkeit ist vielleicht, sich nicht auf Worte als Kommunikationsmittel der Wahl festzulegen und die Erlebnisse und Erfahrungen aus der Auslandszeit damit tatsächlich benennen zu müssen, sondern stattdessen Bilder zu zeigen, zum Beispiel nach der Rückkehr einen „Dia-Abend“ für interessierte deutsche Kolleginnen und Kollegen anzubieten. Im Vergleich mit Worten scheinen Bilder den Betrachtenden zugänglicher, einfacher zu sein, mehr Freiraum für Assoziationen und Anknüpfungen zu lassen.
- 82 Der Mediziner, Psychoanalytiker und große alte Mann der Friedensbewegung Horst-Eberhard Richter schreibt in seiner Erinnerungssammlung dazu sehr passend von der „Schwierigkeit, vom Krieg zu erzählen“: „Mehrmals habe ich später versucht, den drei Kindern etwas von meinen Russlandkrieg-Erlebnissen zu erzählen. Aber jedes Mal hatte ich bald gestockt. Was war davon erzählbar? Doch nichts von dem echten Grauen, wie es Spielbergs Antikriegsfilm einigermaßen getroffen hat. Und das Menschliche, was man Kameradschaftsgeist nennt, das Einstehen füreinander, manche verwegene Hilfeleistung, Augenblicke spontaner Humanität, kurze anrührende Begegnungen mit russischen Bauern, Frauen und Kindern? All das konnte wieder täuschend klingen in der Falschheit des Ganzen – nach echten Idyllen oder spannenden Abenteuern, so wie man meine Gene-

Die Kategorisierung eines Erlebnisses als ‚nicht erzählbar‘ bedeutet aber nicht nur „Ich kann sie nicht fassen, nicht greifbar machen.“ und „Ich kann sie nicht (in meine biografische/meine Alltagserzählung) einbauen.“, sondern auch „Ich kann sie dir nicht zugänglich machen“ und weiter „Wir können uns darüber nicht verständigen.“. Und: „Sie ist nicht verhandelbar.“ Indem ich etwas der Kommunikation entziehe, entziehe ich es auch der gemeinsamen Interpretation und Bedeutungszuweisung. Zugleich wird die „Nicht-Erzählbarkeit“ eines Ereignisses zum Signifikator für Leid und Schmerz einerseits und Glaubwürdigkeit und Authentizität andererseits („Natürlich, das war so schlimm, davon kann er/sie nicht erzählen.“).

Für mich bleiben viele Fragen offen: Warum ‚kann‘ man etwas erzählen oder auch nicht? Was sind die Voraussetzungen für das Erzählen? Braucht das Erzählen ein Gegenüber, und das ist nicht da? Muss man für das Erzählen Worte finden und kann es nicht? Muss man, um zu erzählen, einen Sinn konstruieren, eine *Story line*, eine Pointe, und das fällt zu schwer? Dirk Kurbjuweit, der in seinem Roman „Kriegsbraut“ die Geschichte der Soldatin Esther und ihres Auslandseinsatzes in Afghanistan erzählt, beschreibt den Dialog zwischen dieser Soldatin, vom ISAF-Einsatz zurückgekehrt, und ihrem Bekannten, bei dem sie zu Gast war (Kurbjuweit 2011). Dieser entschuldigt sich für den Abend, die Gäste, ihr Benehmen und sagt: „Du könntest so viel erzählen, aber niemand wollte etwas von dir wissen.“ (Ebd. 305) Und Esther, die Soldatin, antwortet: „Man kann es ohnehin nicht erzählen.“ (Ebd.) So zitiert auch Bernhard Chiari Kurbjuweit und schließt an: „Mit diesem einfachen Satz gelingt es Kurbjuweit am Ende, seine Heldin zur glaubhaften Figur zu machen, mit der man sich solidarisiert, mit der man mitleidet. Vielen Soldaten, die in Deutschland ihre Einsatzerlebnisse mitteilen möchten, spricht sie wohl aus der Seele.“ (Chiari 2012: 31)

Bei allem Verständnis (und eigener Erfahrung mit Soldaten im Interview, aus denen es dann nur so heraussprudelt) und Anerkennung der emotionalen Belastung und der Außerordentlichkeit der Erlebnisse möchte ich dem ein weiteres Kurbjuweit-Zitat hinzufügen. Denn später, im Dialog zwischen Esther und ihrem afghani-

ration einst auf der Schule betrogen hatte mit den Heldengeschichten des Ersten Weltkriegs: Langemarck, Verdun, Fort Douaumont, Somme, Ypern, und mit Ernst Jünger: ‚Der Krieg ist unser Vater, er hat uns gezeugt im glühenden Schoße der Kampfgräben als ein neues Geschlecht, und wir erkennen mit Stolz unsere Herkunft an.‘ Bei jedem Satz, den ich zu Hause beim Erzählen vom Krieg herausbrachte, war ich unsicher, ob man mich nicht missverstehen würde. Dabei lag mir so vieles davon auf der Seele. Selbst wenn ich mal wiederzugeben versuchte, was ich gesehen, gehört und gemacht hatte, so war das ja immer nur die eine Seite. Die andere, die Angst, die Spannung hinter der Selbstbetäubung, der Ekel, der Zynismus als Abwehr von Verzweiflung, das ließ sich ohnehin nicht beschreiben.“ (Richter 2000: 20-21)

schen Freund/Liebhaber stellt sie fest: „Und die neue Geschichte wolltest du mir nicht erzählen.“ (Kurbjuweit 2011: 330) Mehsud antwortet: „Du hast mich nicht gefragt.“ (Ebd.) Und Esther entgegnet: „Es ist eine Geschichte, die man erzählen sollte, ohne dass gefragt wurde.“ (Ebd.) Hier ist Erzählen etwas, das in Interaktion geschieht. Es geschieht auf Aufforderung. Und es gibt plötzlich eine Verantwortung zu erzählen und einen berechtigten Anspruch darauf, erzählt zu bekommen. Und man kann fragen, warum dieser Anspruch denn nicht auch für die deutschen Soldat_innen formuliert wird. Dieser Gedanke schließt in gewisser Weise an die Überlegungen Carolin Emckes an, auch wenn diese sich in ihren Überlegungen dezidiert auf Opfer von Menschenrechtsverletzungen und Krieg bezieht:

„Abgesehen davon, dass dieser These vom ‚Unaussprechlichen‘ stets auch eine gewisse hermeneutische Faulheit innezuwohnen scheint, die gehörig irritiert, schreckt mich an dieser Position vor allem, dass Unrecht und Gewalt unfreiwillig sakralisiert werden. Wenn sie ‚unbeschreiblich‘ sind, bleiben sie auch undurchdringlich. Wenn die Erfahrungen nicht, wie immer unvollkommen und gebrochen, beschrieben werden dürfen, wenn nicht einmal der Versuch unternommen wird, ihrer habhaft zu werden, bleiben auch die Opfer für immer damit allein.“ (Emcke 2013: 21)

Entsprechend versucht man im traumatherapeutischen Rahmen anschließend an eine Stabilisierungsphase, dem Unaussprechlichen in einer Phase der Konfrontation und Integration irgendwie Ausdruck zu verleihen: verbal, aber auch schriftlich oder künstlerisch (Vogelsang 2006: 78-79). Alle Teile des Puzzles zusammenzubekommen, ein kohärentes Narrativ zu konstruieren helfe dem-/derjenigen, dem eigenen Leben einen Sinn zu verleihen und wieder in Beziehung zu anderen zu treten. Insofern sind Erzählen und Miteinanderteilen wesentlich nicht nur für eine gute Verarbeitung, sondern auch für die Reintegration zu Hause.

Spannend finde ich, wenn Intervenierende Möglichkeiten finden, nicht nur im Nachhinein, wieder zu Hause von ihren Erfahrungen zu erzählen, sondern ihre Nächsten zum Beispiel zu einem Besuch zu sich zu holen und damit zunächst die räumliche und potenziell auch die emotionale Distanz zu überbrücken. Polizist Lutz hat während seiner ersten Auslandsmission seine Familie kurzerhand zum Urlaub zu sich geholt. Sie sollten sehen, hören, spüren, was er gesehen, gehört, gespürt hat, sollten mal dieselbe Straße entlangfahren, mal in seiner Wohnung stehen, mit ihm Pizza essen gehen. Üblich war das nicht, wie Lutz formuliert: Seitens des Arbeitgebers bzw. der Mission war das „nicht erwünscht, [...] aber nicht nicht erlaubt“. Heute seien derlei Besuche „abgeschafft“ – die Einschätzung der „Sicherheitslage“, die auch den entsprechenden Lohnaufschlag für die internationalen Missionsange-

stellten mit sich bringt, fällt zu negativ aus.⁸³ Wie sagt Georg Wälder? Man habe [als Soldat] „schon auch ein Interesse daran, dass die Gefahrenlage nicht ganz niedrig geschätzt wird“.

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Intervenierende sprechen von ihren Erfahrungen als vielfältigen, oft anhaltenden, nachhaltigen Sinneseindrücken: „Man sieht so viel.“ Es sind insofern sinnliche Eindrücke, als sie sich nur bedingt steuern lassen, sich über das Sehen, das Riechen, das Hören nahezu aufdrängen, nicht wirklich abwehren lassen. Es sind Eindrücke, die bleiben und die zum Teil enorm belasten. Und es sind Eindrücke, die sich nur bedingt zum Teilen eignen – sei es, weil sie sich nur schlecht in Worte fassen lassen, sei es, dass sie zu krass, zu fremd, zu potenziell belastend erscheinen, als dass man sie anderen ungefiltert, unbedacht schildert. Dabei ist das Reden und Teilen in gewisser Weise Voraussetzung für die Reintegration zu Hause und das Fruchtbarmachen der Erfahrungen von Intervenierenden, nicht zuletzt zu ihrem eigenen Wohlbefinden.

5.5 ZUSAMMENFASSUNG ZUR INTERVENTIONSSITUATION

Im Folgenden möchte ich das in diesem Kapitel aufgefächerte, detailliert und differenziert beschriebene Erleben der Interventionssituation zusammenfassen und sowohl auf die übergreifenden Deutungsmuster von Intervenierenden insgesamt eingehen als auch Unterschiede benennen. Nicht zuletzt ist dabei die Frage zu beantworten, welches Gewicht der beruflichen Rolle zukommt.

Die Interventionssituation wird erstens als „abartig komplex“ beschrieben – eine Komplexität, die gleichzeitig Anreiz und Überforderung für Intervenierende darstellt. Es gilt, Akteure, Strukturen und Geschehnisse zu überblicken und einzuordnen und das eigene Tun und Wirken sinnvoll zu verorten. Angesichts der Unübersichtlichkeit der Situation, den sehr unterschiedlichen Zeithorizonten des eigenen Einsatzes und der (mehr oder weniger) großen Ziele, die mal explizit, mal implizit im Raum stehen, ist das nicht einfach. Es bedarf Strategien der Komplexitätsreduktion und Distanznahme, eine Balance zwischen expliziten, motivierenden Zielformulierungen und Bescheidenheit, zwischen Rückzug und politischem Anspruch. Während die einen sich eher auf ihre Rolle als Auftragnehmer zurückziehen, politische Ziele jenseits ihrer konkreten Aufgaben eher vermeiden und sich des eigenen Wirkens gern in Form von materiellen, sichtbaren und messbaren Ergeb-

83 Entsprechend ist auch es nicht im Interesse Einzelner wie Lutz, selbst bei anderweitiger Einschätzung auf derartigen Besuchen zu bestehen, würden diese doch gleich deutlich weniger Lohn für alle bedeuten.

nissen vergewissern, versuchen die anderen, politische Ziele wie Frieden oder Entwicklung herunterzubrechen und auf mehreren Ebenen planerisch zu verfolgen – das ist mühsam, aber potenziell unglaublich sinnstiftend. Der maßgebliche Unterschied liegt dabei nur bedingt in den Arbeitsfeldern bzw. beruflichen Rollen und mehr in der Einsatzdauer und den Zeithorizonten sowie der Rolle als durchführender Organisation, mit denen Intervenierende umgehen müssen. Wer wie Soldat_innen und technische Helfer_innen nur für kurze Zeit vor Ort ist und wer wenig selbst entscheidet, backt sozusagen kleinere und konkretere Brötchen. Infolgedessen taugt auch die Tätigkeit weniger zur Sinnstiftung und die Gruppe der Kolleg_innen wird umso wichtiger. Entwicklungshelfer_innen und zum Teil auch Notshelfer_innen können in deutlich längeren Zeitabständen planen und sind aufgefordert, über die konkrete Situation und praktische Aufgabe hinauszudenken, um neben akuten Problemen auch strukturelle und politische Ursachen anzugehen. Das fordert heraus, verschafft aber auch Befriedigung.

Zweitens sind Sicherheit und Unsicherheit für alle Intervenierenden ein Dauerthema, auch wenn Gefahren unterschiedlich eingeschätzt werden und ihnen unterschiedlich begegnet wird. Einig sind sich alle darin, dass Soldat_innen als Angehörige des Militärs grundsätzlich eher gefährdet sind als zivile Intervenierende, ist das Militär doch Gewaltakteur und bezieht als solcher und als Arm der Politik Position im örtlichen Konflikt. Zugleich werden zivile Intervenierende zunehmend als bedroht eingeschätzt, aufgrund unspezifischer Anschläge oder aufgrund ihrer Prominenz. So oder so entwickeln Intervenierende eine Vielzahl an Strategien, um Unsicherheit zu reduzieren bzw. die eigene Sicherheit zu erhöhen. Viele reduzieren ihre Bewegungsräume und Aktivitäten, halten sich vor allem in kontrollierten Räumen auf und versuchen, wenn sie „draußen“ unterwegs sein müssen, die eigene Sichtbarkeit als Intervenierende zu minimieren. Informationen zu sammeln und gründlich zu planen und vorzubereiten ist ebenfalls für viele wichtig, wenn auch gleichzeitig oft betont wird, dass man unberechenbar bleiben müsse, um gezielte Angriffe zu vermeiden. Große Unterschiede gibt es bezüglich der Entscheidung, Sicherheit eher durch Nähe oder eher durch Distanz zu optimieren. Während die einen vor allem Vertrauen und Nähe setzen, sehen andere in der Distanz den besseren Weg. Und schließlich wird auf Schutzmechanismen wie Bewaffnung und (die Demonstration von) Gewalt(potential) zurückgegriffen, wobei auch diese in ihren Wirkungsweisen beschränkt sind, wie ich oben argumentiert habe. Insgesamt gilt es auch beim Thema Sicherheit, ein Gleichgewicht zu finden: sich möglichst umfassend zu informieren und sich zugleich die Grenzen des eigenen Wissens vor Augen zu halten, die eigene Wahrnehmung zu schärfen und zugleich ein gesundes Maß an Ignoranz zu bewahren, Regeln zu folgen, Routinen einzüben und sich zugleich auf Überraschungen einzustellen, Gefahren im Blick zu behalten und sich zugleich nicht verrückt machen zu lassen. Möglicherweise ist im Vorteil, wer kreativ denken kann und nicht auf ganz bestimmte Antworten und Sicherheitsstrategien festgelegt

ist. Und auch wenn sich alle damit beschäftigen: so richtig sicher sein kann man sich nie, ob die Lage wirklich so unsicher ist wie angenommen und inwiefern sich Einschätzungen und Reaktionen gegenseitig unablässig hochschaukeln. Flexibler in der ganzen Thematik scheinen zivile Intervenierende zu sein, zumindest stehen sie meist weniger im Visier von gezielten Angriffen und sind weniger festgelegt, was die Mittel angeht.

Das dritte prägende Deutungsmuster in den Erzählungen von Intervenierenden bezogen auf die Interventionssituation ist das der Grenzen und Grenzenlosigkeit im Raum- und Zeitempfinden. Der Mobilität von Intervenierenden sind je nach Arbeit/Auftraggeber und Einsatzort enge Grenzen gesetzt, sie sind auf klar definierte geografische Räume beschränkt. Zugleich verschwimmen die Grenzen innerhalb dieser Räume, da Rückzugsmöglichkeiten und Privatsphäre oft in deutlich eingeschränkterem Maße zur Verfügung stehen als zu Hause. Besonders in Gruppen entsandte und in Gruppen untergebrachte Intervenierende wie Soldat_innen, aber auch die Mitarbeitenden z. B. des Technischen Hilfswerks sind von dieser Enge nach innen betroffen, wobei die meisten THWler sich – im Gegensatz zur großen Mehrheit der Soldat_innen – immerhin regelmäßig außerhalb des eigenen *Compounds* aufhalten können. Ähnlich ist es beim Zeitempfinden: Der für viele klar und von vornherein begrenzten Aufenthaltsdauer steht die grenzenlose Zeiteinteilung im Interventionsalltag gegenüber, der kaum Freizeit kennt und damit der beruflichen Rolle absoluten Vorrang einräumt.

Mit Grenzenlosigkeit ist also nicht Freiheit gemeint, sondern mangelnder Rückzugsraum, mangelnde Privatheit, mangelnder Ausgleich. Diese eingeschränkte Privatsphäre und auch die Tatsache, dass beinahe alle Sozialkontakte auf Kolleg_innen beschränkt sind, stellen große Herausforderungen dar. Wenn die gewohnten Grenzziehungen zwischen Arbeit und Freizeit, zwischen Kollegen und Freunden, zwischen der eigenen Person und der Gruppe verschwimmen, kann der Alltag in der Interventionssituation problematisch werden. Ich habe argumentiert, dass sich diese Grenzenlosigkeit im Interventionsalltag dann aushalten lässt, wenn der Aufenthalt zeitlich befristet ist und Intervenierende sich auf andere Weise Freiheit und Distanz verschaffen. Hinzu kommt, dass Grenzenlosigkeit in Bezug auf Arbeit und Beruf, sprich die Abwesenheit von Freizeit auch eine Funktion erfüllt, nämlich den Schutz der eigenen Privatperson und die Wahrung von Distanz zur Interventionssituation. Letztlich sind die räumlichen und zeitlichen Grenzen nicht absolut oder ultimativ. Sie prägen den Interventionsalltag und mögen insofern selten überwunden werden. Am Ende aber handelt es sich für die meisten Intervenierenden um eine Ausnahmesituation, der man den Rücken kehren kann. Am Ende können Intervenierende – im Gegensatz zu den Bewohner_innen vor Ort – immer gehen, wenn auch manchmal zu spät oder nicht ohne Aufwand.

Viertens erleben viele Intervenierende die Interventionssituation und ihr Umfeld vor Ort als hochgradig belastend. „Man sieht so viel:“ Armut, Gewalt, menschliches

Leid, Ungerechtigkeit. Es ist ein Thema, das quer zu den Berufsgruppen steht und potenziell jeden und jede (be-)trifft. Intervenierende sprechen von ihren Erfahrungen vor Ort als vielfältigen, nachhaltigen Sinneseindrücken, die sich tief ins persönliche Gedächtnis eingraben und die nur begrenzt in Worte gefasst werden (können). Das macht das Teilen dieser Eindrücke mit Daheimgebliebenen schwierig. Viele tendieren dazu, gegenüber Freund_innen und Familienmitgliedern eher zu schweigen – zu krass, zu fremd, zu potenziell belastend scheint das, was man erzählen wollte. Und zugleich müssen Intervenierende Wege der Verarbeitung finden, während ihres Aufenthalts und auch danach, um die eigene Gesundheit zu wahren, aber auch um in vertrauten Kreisen anschlussfähig zu bleiben und sich wieder zu reintegrieren, ganz zu schweigen von der Berücksichtigung ihrer Erfahrungen in der Planung und Formulierung zukünftiger Interventionspläne.